



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>







Der Göttliche Raphael

Der Kunstliebende
Hergensergießungen

eines

Kunstliebenden Klosterbruders.

*von W. G. Wackenroder. E 12
by J. L. Tieck.*

Berlin.

Bei Johann Friedrich Unger.

1797. w

L. 17.

22573
BIBLIOTHECA MUSEI HISTORICIS



An den Leser dieser Blätter.

In der Einsamkeit eines Mönchlichen Lebens, in der ich nur noch zuweilen dunkel an die entfernte Welt zurückdenke, sind nach und nach folgende Aufsätze entstanden. Ich liebte in meiner Jugend die Kunst ungemein, und diese Liebe hat mich, wie ein treuer Freund; bis in mein jetziges Alter begleitet: ohne daß ich es bemerkte, schrieb ich aus einem innern Drange meine Erinnerun-

gen nieder, die Du, geliebter Leser, mit einem nachsichtsvollen Auge betrachten mußt. Sie sind nicht im Ton der heutigen Welt abgefaßt, weil dieser Ton nicht in meiner Gewalt steht, und weil ich ihn auch, wenn ich ganz aufrichtig sprechen soll, nicht lieben kann.

In meiner Jugend war ich in der Welt und in vielen weltlichen Geschäften verwickelt. Mein größter Drang war zur Kunst, und ich wünschte ihr mein Leben und alle meine wenigen Talente zu widmen. Nach dem Urtheile einiger Freunde war ich im Zeichnen nicht ungeschickt, und meine Copien sowohl,

als meine eigenen Erfindungen misfielen nicht ganz. Aber immer dachte ich mit einem stillen, heiligen Schauer an die großen, gebenedeyten Kunstheiligen; es kam mir seltsam, ja fast albern vor, daß ich die Kohle oder den Pinsel in meiner Hand führte, wenn mir der Name Raphael's, oder Michel Angelo's in das Gedächtniß fiel. Ich darf es wohl gestehen, daß ich zuweilen aus einer unbeschreiblichen wehmüthigen Innbrunst weinen mußte, wenn ich mich ihre Werke und ihr Leben recht deutlich vorstellte: ich konnte es nie dahin bringen, — ja ein solcher Gedanke würde mit

gottlos vorgekommen seyn, — an meinen auserwählten Lieblingen das Gute von dem sogenannten Schlechten zu sondern, und sie am Ende alle in Eine Reihe zu stellen, um sie mit einem kalten, kritischen Blicke zu betrachten, wie es junge Künstler und sogenannte Kunstfreunde wohl jetzt zu machen pflegen. So habe ich, ich will es frey gestehn, in den Schriften des H. von Ramdohr nur wenig mit Wohlgefallen gelesen; und wer diese liebt, mag das, was ich geschrieben habe, nur sogleich aus der Hand legen, denn es wird ihm nicht gefallen. Diese Blätter, die ich

9
anfangs gar nicht für den Druck be-
stimmt, widme ich überhaupt nur jun-
gen angehenden Künstlern, oder Kra-
ben, die sich der Kunst zu widmen ge-
denken, und noch die heilige Ehrfurcht
vor der verflorrenen Zeit in einem stil-
len, unaufgeblähten Herzen tragen. Sie
werden vielleicht durch meine sonst un-
bedeutende Worte noch mehr gerührt,
zu einer noch tiefern Ehrfurcht bewegt;
denn sie lesen mit derselben Liebe, mit
der ich geschrieben habe.

Der Himmel hat es so gefügt, daß
ich mein Leben in einem Kloster be-
schließe: diese Versuche sind daher das

einziges, was ich jetzt für die Kunst zu thun im Stande bin. Wenn sie nicht ganz misfallen, so folgt vielleicht ein zweiter Theil, in welchem ich die Beurtheilungen einiger einzelnen Kunstwerke widerlegen möchte, wenn mir der Himmel Gesundheit und Muße verleiht, meine niedergeschriebenen Gedanken hierüber zu ordnen, und in einen deutlichen Vortrag zu bringen. —

Raphaels Erscheinung.

Die Begeisterungen der Dichter und Künstler sind von jeher der Welt ein großer Anstoß und Gegenstand des Streites gewesen. Die gewöhnlichen Menschen können nicht begreifen, was es damit für eine Bewandniß habe, und machen sich darüber durchaus sehr falsche und verkehrte Vorstellungen. Daher sich über die inneren Offenbarungen der Kunstgenies eben so viele Unvernünftigkeiten, in und außer Systemen, methodisch und unmethodisch abgehandelt und geschwätzt worden, als über die Mysterien unsrer heiligen Religion. Die sogenannten Theoristen und Systematiker beschreiben uns die Begeiste-

rung des Künstlers von Hörensagen, und sind vollkommen mit sich selbst zufrieden, wenn sie mit ihrer eiteln und profanen Philosophasteren umschreibende Worte zusammengesucht haben, für etwas, wovon sie den Geist, der sich in Worte nicht fassen läßt und die Bedeutung nicht kennen. Sie reden von der Künstlerbegeisterung als von einem Dinge, das sie vor Augen hätten; sie erklären es, und erzählen viel davon; und sie sollten billig das heilige Wort auszusprechen erröthen, denn sie wissen nicht, was sie damit ausprechen.

Mit wie unendlich vielen unnützen Worten haben sich nicht die überklugen Schriftsteller neuerer Zeiten bey der Materie von den Idealen in den bildenden Künsten betündigt! Sie gestehen ein, daß der Maler und Bildner zu seinen Idealen auf einem außerordentlichsten Wege, als dem Wege

der gemeinen Natur und Erfahrung gelang
 gen müsse; sie geben zu, daß dies auf eine
 geheimnisvolle Weise geschehe: und doch
 bilden sie sich und ihren Schülern ein, sie
 wüßten das Wie; — denn es scheint, als
 würden sie sich schämen, wenn irgend etwas
 in der Seele des Menschen versteckt und
 verborgen liegen sollte, worüber sie wißbe-
 gierigen jungen Leuten nicht Auskunft geben
 könnten.

Andre sind nun gar in der That ungläu-
 bige und verblendete Spötter, welche das
 Himmlische im Kunstenthusiasmus mit Hohn-
 lachen gänzlich ablängnen, und durchaus
 keine besondere Auszeichnung oder Weihe
 gewisser seltener und erhabener Geister an-
 nehmen wollen, weil sie sich selber allzu ent-
 fernt von ihnen fühlen. Diese liegen indef-
 sen ganz außer meinem Wege, und ich rede
 mit ihnen nicht.

Aber die Uferweisen, auf welche ich deutete, wünsche ich zu belehren. Sie verwahrlosten die jungen Gemüther ihrer Schüler, indem sie ihnen so kühn und leichtsinnig abgesprachene Meinungen über göttliche Dinge herbringen, als wären es menschliche, und hätten dadurch den Wahn einpflanzen, als stände es in ihrer Macht, dreist zu ergreifen, was die größten Meister der Kunst, — ich darf es frey heraus sagen, — nur durch göttliche Eingebung erlangt haben.

Man hat so manche Anekdoten aufgezeichnet und immer wieder erzählt, so manche bedeutende Wahlsprüche von Künstlern aufbehalten und immer wiederholt; und wie ist es möglich gewesen, daß man sie so bloß mit oberflächlicher Bewunderung anhörte, daß keiner darauf kam, aus diesen sprechenden Zeichen das allerheiligste der Kunst, worauf sie hindeuteten, zu ahnden? und nicht auch

hier, wie in der übrigen Natur, die Spur von dem Finger Gottes anzuerkennen?

Ich, für mein Theil, habe von jeher diesen Glauben bei mir gehegt; aber mein dunkler Glauben ist jetzt zur hellsten Überzeugung aufgeklärt worden. Glücklich bin ich, daß der Himmel mich ausersehen hat, seinen Ruhm durch einen einleuchtenden Beweis seiner unerkannten Wunder auszubreiten; es ist mir gelungen, einen neuen Altar zur Ehre Gottes aufzubauen. —

Raphael, welcher die leuchtende Sonne unter allen Mählern ist, hat uns in einem Briefe von ihm an den Grafen von Castiglione folgende Worte, die mir mehr werth sind als Gold, und die ich nie ohne ein geheimes, dunkles Gefühl von Ehrfurcht und Anbetung habe lesen können, hinterlassen, worin er sagt:

« Da man so wenig schöne weibliche Bil-

»Dingen sieht, so halte ich mich an ein
 »gewisses Bild im Geiste, welches in
 »meins Geistes kommt.«*)

Über diese bedeutungsvollen Worte nannte
 mich neulich ganz unerwartet, zu meiner in-
 nigen Freude, ein helles Licht aufgesteckt
 worden.

Ich durchsuchte den Schatz von alten
 Handschriften in unserm Kloster, und fand,
 unter manchem nutzlosen bestäubten Per-
 gament, einige Blätter von der Hand des
 Bramante, von denen es nicht zu begreifen
 ist, wie sie an diesen Ort gekommen sind.
 Auf dem einen Blatte stand folgendes ge-
 schrieben, wie ich es, ohne weiteren Um-
 schweif, zu deutsch hier hergesetzt will:
 »Zu meinem eigenen Vergnügen; und

*) Essendo carestia di belle donne, io mi servo di certa
 idea che me viene al mente.

um es mir genau aufzubewahren; will ich hier einen wunderbaren Vorfall aufzeichnen, welchen der theure Raphael, mein Freund, mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut hat. Als ich ihm von einiger Zeit meine Bewunderung wegen seiner über alles schön gemahlten Madonnen und heiligen Familien aus vollem Herzen zu erkennen gab, und mit recht vielen Bitten in ihn drang, mir doch zu sagen, von woher er denn in aller Welt die unvergleichliche Schönheit, die rührenden Mienen und den unübertrefflichen Ausdruck in seinen Bildern der heiligen Jungfrau entlehnt habe; so ward er, nachdem er mir eine Zeitlang mit seiner, ihm eigenen, jünglinghaften Schaamhaftigkeit und Verschlossenheit hingehalten hatte, endlich sehr bewegt, fiel mir mit Thränen um den Hals, und entdeckte mir sein Geheimniß. Er erzählte mir, wie er von sei-

ner zarten Kindheit an, immer ein besondres heiliges Gefühl für die Mutter Gottes in sich getragen habe, so daß ihm zuweilen schon beim lauten Aussprechen ihres Namens ganz wehmüthig zu Muth geworden sey. Nachher, da sein Blick sich auf das Mahlen gerichtet habe, sey es immer sein höchster Wunsch gewesen, die Jungfrau Maria recht in ihres himmlischen Vollkommenheit zu mahlen; aber er habe es sich noch immer nicht getraut. In Gedanken habe sein Gemüth beständig an ihrem Bilde, Tag und Nacht, gearbeitet; allein er habe es sich gar nicht zu seiner Befriedigung vollenden können; es sey ihm immer gewesen, als wenn seine Phantasie im Finstern arbeitete. Und doch wäre es zuweilen wie ein himmlischer Lichtstrahl in seine Seele gefallen, so daß er die Bildung in hellen Zügen, wie er sie gewollt, vor sich gesehen hätte; und doch wäre

das immer nur ein Augenblick gewesen, und er habe die Bildung in seinem Gemüthe nicht festhalten können. So sey seine Seele in beständiger Unruhe herumgetrieben; er habe die Züge immer nur umherschweifend erblickt, und seine dunkle Ahndung hätte sich nie in ein klares Bild auflösen wollen. Endlich habe er sich nicht mehr halten können, und mit zitternder Hand ein Gemählde der heiligen Jungfrau angefangen; und während der Arbeit sey sein Inneres immer mehr erhitzt worden. Einst, in der Nacht, da er, wie es ihm schon oft geschehen sey, im Traume zur Jungfrau gebetet habe, sey er, heftig bedrängt, auf einmal aus dem Schlafe aufgefahren. In der finstern Nacht sey sein Auge von einem hellen Schein an der Wand, seinem Lager gegenüber, angezogen worden, und da er recht zusehen, so sey er gewahr geworden, daß sein Bild der Madonna, das,

noch unvollendet; an der Wand gehangen, von dem mildesten Lichtstrahlé, und ein ganz vollkommenes, und wirklich lebendiges Bild geworden sey. Die Göttlichkeit in diesem Bilde habe ihn so überwältigt, daß er in heße Thränen ausgebrochen sey: Es habe ihn mit den Augen auf eine unbeschreiblich rührende Weise angesehen, und habe in jedem Augenblick geschienen, als wolle es sich bewegen; und es habe ihn gedünkt, als bewege es sich auch wirklich. Was das wunderbarste gewesen, so sey es ihm vorgekommen, als wäre dies Bild nun gerade das, was er immer gesucht, obwohl er immer nur eine dunkle und verirrte Ahndung davon gehabt. Wie er wieder eingeschlafen sey, wisse er sich durchaus nicht zu erinnern. Am andern Morgen sey er wie neugeböhren aufgestanden; die Erscheinung sei seinem Gemüth und seinen Sinnen auf ewig fest ein-

geprägt geblieben, und nun sey es ihm gelungen, die Mutter Gottes immer so, wie sie seiner Seele vorgeschwebt habe, abzubilden, und er habe immer selbst vor seinen Bildern eine gewisse Ehrfurcht gefühlt. — Das erzählte mir mein Freund, mein theurer Raphael, und es ist mir dieses Wunder so wichtig und merkwürdig gewesen, daß ich es für mich, zu meiner Ergötzung niedergeschrieben habe. « —

So ist der Inhalt des unschätzbaren Blattes, welches in meine Hände fiel. Wird man nun deutlich vor Augen sehen, was der göttliche Raphael unter den merkwürdigen Worten versteht, wenn er sagt:

» Ich halte mich an ein gewisses Bild
 » im Geiste, welches in meine Seele
 » kommt. «

Wird man, durch dieses offenbare Wunder der himmlischen Allmacht belehrt, verstehen.

daß seine unschuldige Seele in diesen einfachen Worten einen sehr tiefen und großen Sinn aussprach? Wird man nun nicht endlich begreifen, daß all' das profane Geschwätz über Begeisterung des Künstlers, wahre Ver-sündigung sey, — und überführt seyn, daß es dabei doch geradezu, auf nichts anderes, als den unmittelbaren göttlichen Beystand ankomme?

Aber ich füge nichts mehr hinzu, um jeden, über diesen so wichtigen Gegenstand der ersten Betrachtung, seinem eigenen Nachdenken zu überlassen.

Sehnsucht nach Italien.

Durch einen seltsamen Zufall hat sich folgendes kleine Blatt bis jetzt bey mir aufbewahrt, das ich schon in meiner frühen Jugend niederschrieb, als ich vor dem Wunsche, endlich einmal Italien, das gelobte Land der Kunst, zu sehen, keine Ruhe finden konnte.

Bei Tage und in der Nacht denkt meine Seele nur an die schönen, hellen Gegenden; die mir in allen Träumen erscheinen, und mich rufen. Wird mein Wunsch, meine Sehnsucht immer vergebens seyn? So mancher reißt hin und kömmt zurück, und weiß dann nicht wo er gewesen ist, und was er gesehen

hat, denn keiner liebt so innig das Land mit seiner einheimischen Kunst.

Warum liegt es so fern von mir, daß es mein Fuß nicht in einigen Tagereisen erreichen kann? daß ich dann vor den unsterblichen Werken der großen Künstler niederfinie, und ihnen alle meine Bewunderung und Liebe bekenne? daß ihre Geister es hören, und mich als den getreuesten Schüler bewillkommen? —

Wenn zufällig von meinen Freunden die Landkarte aufgeschlagen wird, muß ich sie immer mit Rührung betrachten; ich durchwandre mit meinem Geiste Städte, Flecken und Dörfer, — ach! und fühle nur zu bald, daß alles nur Einbildung sey.

Wünsch ich mir doch kein glänzendes Glück dieser Erde; aber soll es mir auch nicht einmal vergönnt seyn, die o. heilige Kunst ganz zu leben?

Soll ich in mir selbst verschmachten,
 Und in Liebe ganz vergehn?
 Wird das Schicksal mein nicht achten,
 Dieses Sinnen, dieses Trachten
 Stets mit Mißvergügen sehn?

Bin ich denn so ganz verloren,
 Den Verstoßenen zugewiebt?
 O beglückt wer auserkoren,
 Für die Künste nur geboren,
 Ihnen Herz und Leben weibt!

Ach mein Glück liegt wohl noch ferne,
 Kommt noch lange mir nicht nah!
 Freilich zweifelt' ich so gerne, —
 Doch noch oft drehn sich die Sterne, —
 Endlich, endlich ist es da!

Dann ohne Säumen,
 Nach langen Träumen,
 Nach tiefer Ruh,
 Durch Wief und Wälder,
 Durch blüh'nde Felder
 Der Heimath zu!

Mir dann entgegen

Fliegen mit Segen

Genien, bekränzt

Strahlenumglänzt!

Sie führen den Mädchen

Dem süßen Frieden,

Den Freuden, der Ruh,

Der Kunstheimath zu!

Der merkwürdige Tod

des

zu seiner Zeit weit berühmten alten Malers

Francesco Francia,

des Ersten aus der Lombardischen Schule.

So wie die Epoche des Wiederauflebens der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit die vielumfassendsten, als Menschen merkwürdigsten, und am Geiste kräftigsten gelehrten Männer hervorbrachte; so ward auch die Periode, da die Kunst der Malerey aus ihrer lange ruhenden Asche, wie ein Phönix, hervorging, durch die erhabensten und edelsten Männer in der Kunst bezeichnet. Sie ist als das wahre Heldenalter der Kunst anzusehen, und man möchte (wie Ossian) seufzen, daß die Kraft und Größe dieser Heldenzeit nun von der Erde entflohen

ist. Viele standen an vielen Orten auf, und erhoben sich ganz durch eigene Stärke: ihr Leben und ihre Arbeiten hatten Gewicht, und waren der Mühe werth, in ausführlichen Chroniken, wie wir sie noch von den Händen damaliger Verehrer der Kunst besitzen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden; und ihr Geist war so ehrwürdig, als es uns noch ihre härtigen Häupter sind, die wir in den schätzbaren Sammlungen ihrer Bildnisse mit Ehrfurcht betrachten. Es geschahen unter ihnen ungewöhnliche, und vielen jetzt ungläubliche Dinge, weil der Enthusiasmus, der jetzt nur in wenigen einzelnen Herzen, wie ein schwaches Lämpchen flimmert, in jener goldenen Zeit alle Welt entflammte. Die entartete Nachkommenschaft bezweifelt oder belacht so manche bewährte Geschichte aus diesen Zeiten als Märchen, weil der göttliche Funken ganz aus ihrer Seele gewichen ist.

Eine der merkwürdigsten Geschichten dieser Art, die ich nie ohne Staunen habe lesen können, und bei der mein Herz doch nie in Versuchung zu zweifeln geführt ward, ist die Geschichte von dem Tode des uralten Mahlers Francesco Francia, welcher der Ahnherr und Stammvater der Schule war, die sich in Bologna und der Lombardien bildete.

Dieser Francesco war von geringen Handwerksleuten geboren, hatte sich aber durch seinen anermüdeten Fleiß und seinen immer hinaufstrebenden Geist, zu dem höchsten Gipfel des Ruhmes aufgeschwungen. In seiner Jugend war er zuerst bey einem Goldarbeiter, und er bildete so künstliche Sachen in Gold und Silber, daß sie jeden, der sie sah, in Erstaunen setzten. Auch grub er lange Zeit die Stempel zu allen Denkmünzen, und alle Fürsten und Herzoge der Lombarden setz-

ren eine Ehre darin, sich von seinem Griffel auf ihren Münzen abbilden zu lassen. Denn es war damals noch die Zeit, da alle Vornehmen des Landes und alle Mitbürger den vaterländischen Künstler durch ihren ewigen, lautschallenden Beifall stolz zu machen vermochten. Unendlich viele fürstliche Personen kamen durch Bologna, und versäumten nicht, ihr Bildniß von Francesco zeichnen, und nachher in Metall schneiden und prägen zu lassen.

Aber Francesco's ewig beweglicher, feuriger Geist strebte nach einem neuen Felde der Arbeit, und je mehr seine heiße Ehrbegier gesättigt ward, desto ungeduldiger ward er, sich eine ganz neue, noch unbetretete Bahn zum Ruhme aufzuschließen. Schon vierzig Jahre alt, trat er in die Schranken einer neuen Kunst; er übte sich mit unbezwinglicher Geduld im Pinsel, und richtete sein

ganges Nachdenken auf das Studium der Komposition im Großen, und des Effektes der Farben. Und es war außerordentlich, wie schnell es ihm gelang, Werke hervorzubringen, die ganz Bologna in Verwunderung setzten. Er ward in der That ein vorzüglicher Mahler; denn wenn er auch mehrere Meister hatte, und selbst der göttliche Raphael zu der Zeit in Rom arbeitete, so konnte man immer mit Recht auch seine Werke zu den vornehmsten rechnen. Denn allerdings ist die Schönheit in der Kunst nicht etwas so armes und dürftiges, daß eines Menschenleben sie erschöpfen könnte; und ihr Preis ist kein Loos, das nur allein auf Einen Auserwählten fällt: ihr Lichterspaltet sich vielmehr in tausend Strahlen, deren Widerschein auf mannigfache Weise von den großen Künstlern, die der

Himmel, auf die Welt gesetzt hat, in unser entzücktes Auge zurückgeworfen wird.

Francesco lebte grade unter der ersten Generation der edlen italienischen Künstler, welche um so größere und allgemeinere Achtung genossen; da sie auf den Trümmern der Barbaren ein ganz neues, glänzendes Reich stifteten; und in der Lombardey war grade Er der Stifter, und gleichsam den erste Fürst dieser neugegründeten Herrschaft. Seine geschickte Hand vollendete eine unzählbare Menge von herrlichen Gemälden, die nicht nur durch die ganze Lombardey, (in welcher keine Stadt von sich nachsagen lassen wollte, daß sie nicht wenigstens eine Probe seiner Arbeit besäße,) sondern auch in die andern Gegenden von Italien gingen, und allen Augen, die so glücklich waren sie zu betrachten, seinen Ruhm laut verkündigten. Die italienischen Fürsten und Herzoge waren eifersüchtig,

Bilder

Bilder von ihm zu besitzen; und von allen Seiten strömten ihm Lobsprüche zu. Reisende verpflanzten seinen Namen aller Orten wo sie hingelangen, und der schmeichelhafte Wiederhall ihrer Reden tönte in sein Ohr zurück. Bologneser, die Rom besuchten, priesen ihren waterländischen Künstler dem Raphael, und dieser, der auch einiges von seinen Mädel gesehen und bewundert hatte, bezeugte ihm in Briefen, mit der ihm eigenthümlichen sanften Beuscheligkeit, seine Achtung und Zuneigung. Die Schriftsteller der Zeit konnten sich nicht enthalten, sein Lob in alle ihre Werke einzuflechten; sie richteten die Augen der Nachwelt auf ihn, und erzählten mit wichtiger Miene; daß er wie ein Gott verehrt sey. Einer von ihnen*) sogar ist Kühn genug, zu schreiben, daß Raphael, auf den Anblick seiner Madonnen, die Trocken-

*) Cavazzone.

heit, die ihm noch von der Schule von Perugia angelehrt, verlassen, und einen größeren Styl angenommen habe.

Was konnten diese wiederholten Schläge anders für eine Wirkung auf das Gemüth unsers Francesco haben, als daß sein lebhafter Geist sich zu dem edelsten Künstlerstolze empor hob, und er an einen himmlischen Genius in seinem Innern zu glauben anfing. Wo findet man jetzt diesen erhabenen Stolz? vergebens sucht man ihn unter den Künstlern unsrer Zeiten, welche wohl auf sich eitel, aber nicht stolz auf ihre Kunst sind.

Raphael war der einzige, den er von allen ihm gleichzeitigen Malern allenfalls für seinen Nebenbuhler gelten ließ. Er war indeß nie so glücklich gewesen, ein Bild von seiner Hand zu sehen, denn er war in seinem Leben nie weit von Bologna gekom-

men. Doch hatte er, nach vielen Beschreibungen, sich in der Idee von der Manier des Raphaels ein festes Bild gemacht, und sich, besonders auch durch dessen bescheidenen und sehr gefälligen Ton gegen ihn in seinen Briefen, fest überzeugt, daß er selber ihm in den meisten Stücken gleich komme, und es in manchen wohl noch weiter gebracht habe. Seinem hohen Alter war es vorbehalten, mit seinen eigenen Augen ein Bild von Raphael zu sehen.

Ganz unerwartet empfing er einen Brief von ihm, worin jener ihm die Nachricht ertheilte, er habe eben ein Altargemählde von der heiligen Cäcilia vollendet, welches für die Kirche des heiligen Johannes zu Bologna bestimmt sey; und dabei schrieb er, er werde das Stück an ihn, als seinen Freund, senden, und bat, daß er ihm den Gefallen erzeigen möchte, es auf seiner Stelle gehörig

aufrichten zu lassen, auch, wenn es auf der Reise irgendwo beschädigt sey, oder er sonst im Bilde selbst irgend ein Versehen oder einen Fehler wahrnähme, überall als Freund zu bessern und nachzuhelfen. Dieser Brief, worin ein Raphael demüthig ihm den Pinsel in die Hände gab, setzte ihn außer sich selbst, und er konnte die Ankunft des Bildes nicht erwarten. Er mußte nicht, was ihm bevorstand!

Einst, als er von einem Ausgange nach Hause kam, eilten seine Schüler ihm entgegen, und erzählten ihm mit großer Freude, das Gemälde von Raphael sey indeß angekommen, und sie hätten es in seinem Arbeitszimmer schon in das schönste Licht gestellt. Francesco stützte, außer sich, hinein. —

Aber wie soll ich der heutigen Welt die Empfindungen schildern, die der außerordentliche Mann beim Anblick dieses Bildes

sein Inneres zerreißen fühlte. Es war ihm, wie einem sein mußte, der voll Entzücken seinen von Kindheit an von ihm entfernten Bruder umarmen wollte, und statt dessen auf einmal einen Engel des Lichts vor seinen Augen erblickte. Sein Inneres war durchbohrt; es war ihm, als fänke er in voller Beknirschung des Herzens vor einem höheren Wesen in die Kniee.

Vom Donner gerührt stand er da; und seine Schüler drängten sich um den alten Mann herum, und hielten ihn, fragten ihn, was ihn befallen habe? und wußten nicht was sie denken sollten.

Er hatte sich etwas erhohlet, und starcte immerfort das über alles göttliche Bild an. Wie war er auf einmal von seiner Höhe gefallen! Wie schwer mußte er die Sünde büßen, sich allzu vermessen bis an die Sterne erhoben, und sich ehrfürchtig über Jhn, den

unnachahmlichen Raphael, gesetzt zu haben. Er schlug sich vor seinen grauen Kopf, und weinte bittere, schmerzende Thränen, daß er sein Leben mit eitlem, ehrgeizigen Schweiß verbracht, und sich dabei nur immer thörichter gemacht habe, und nun endlich, dem Tode nahe, mit geöffneten Augen auf sein ganzes Leben als auf ein elendes, unvollendetes Stümperwerk zurück sehen müsse. Er hob mit dem erhobenen Antlitz der heiligen Cäcilia auch seine Blicke empor, zeigte dem Himmel sein wundes, reuiges Herz, und betete gedemüthigt um Vergebung.

Er fühlte sich so schwach, daß seine Schüler ihn ins Bett bringen mußten. Beym Herausgehen aus dem Zimmer fielen ihm einige seiner Gemählde, und besonders seine sterbende Cäcilia, welche noch dort hing, in die Augen; und er verging fast vor Schmerz.

Von der Zeit an war sein Gemüth in

beständiger Verwirrung, und man bemerkte fast immer eine gewisse Abwesenheit des Geistes bey ihm. Die Schwächen des Alters und die Ermattung des Geistes, welcher so lange in immer angestrongter Thätigkeit bey der Schöpfung von so tausenderley Gestalten gewesen war, traten hinzu, um das Haus seiner Seele von Grund aus zu erschüttern. Alle die unendlich mannigfaltigen Bildungen, die sich von jeher in seinem mahlerischen Sinn bewegt hatten, und in Farben und Linien auf der Leinwand zur Wirklichkeit übergegangen waren, führen jetzt, mit verzerrten Zügen, durch seine Seele, und waren die Plagegeister, die ihn in seiner Fieberhitze ängstigten. Ehe seine Schüler es sich versahen, fanden sie ihn todt im Bette liegen. —

So ward dieser Mann erst dadurch recht groß, daß er sich so klein gegen den Himm.

lichen Raphael fühlte. Auch hat ihn der Genius der Kunst, in den Worten der Eingeweihten, längst heilig gesprochen, und sein Haupt mit dem Strahlenkreise umgeben, der ihm als einem ächten Märtyrer des Kunstenthusiasmus gebührt.

Die obige Erzählung von dem Tode des Francesco Francia hat uns der alte Vasari überliefert, in welchem der Geist der Urbäter der Kunst noch wehte.

Diejenigen kritischen Köpfe, welche an alle außerordentliche Geister, als an übernatürliche Wunderwerke, nicht glauben wollen noch können, und die ganze Welt gern in Prosa auflösen möchten, spotten über die Märchen des alten ehrwürdigen Chronisten der Kunst, und erzählen dreist, Francesco Francia sey an Gift gestorben.

Der Schüler und Raphael.

In jener Zeit, als die bewundernde Welt noch Raphael unter sich leben sah, — dessen Name nicht leicht über meine Lippen geht, ohne daß ich ihn unwillkürlich den Göttlichen nenne, — zu jener Zeit, — o wie gern gäb' ich alle Klugheit und Weisheit der spätern Jahrhunderte hin, um in jenem gewesen zu seyn! — lebte in einem kleinen Städtchen des Florentinischen Gebiets ein junger Mensch, den wir Antonio nennen wollen, welcher sich in der Malerkunst übte. Er hatte von Kindheit auf, einen recht eifrigen Trieb zur Malerei, und zeichnete als Knabe schon alle Heiligenbilder ämsig nach, die ihm in die Hände fielen. Aber bey aller Stetigkeit seines Eifers und seiner recht eifernen Begier, irgend etwas Vortreffliches

hervorzubringen, besaß er zugleich eine gewisse Stübigkeit und Eingeschränktheit des Geistes, bey welcher die Pflanze der Kunst immer einen unterdrückten und gebrechlichen Wuchs behält, und nie frey und gesund zum Himmel emporschießen kann: eine unglückliche Constellation der Gemüthskräfte, welche schon manche Halbkünstler auf die Welt gesetzt hat.

Antonio hatte sich schon nach verschiedenen Meistern seiner Zeit geübt, und es war ihm so weit gelungen, daß ihm selber die Ähnlichkeit seiner Nachahmungen ungemeines Vergnügen machte, und er über seine allmählichen Fortschritte sehr genaue Rechnung hielt. Endlich sah er einige Zeichnungen und Gemähle Raphaels; er hatte seinen Namen schon oft mit großen Lobeserhebungen aussprechen hören, und er schickte sich den Augenblick an, nach den Werken dieses hoch-

gepriesenen Mannes zu arbeiten. Als er aber mit seinen Kopleen gar nicht zu Stande kommen konnte, und nicht wußte, woran es lag, legte er ungeduldig den Pinsel aus der Hand, besann sich was er ihun wollte, und setzte endlich folgendes Schreiben auf:

» An den allervortrefflichsten Maler,
Raphael von Urbino. «

» Vergebt mir, daß ich nicht weiß, wie ich Euch anreden soll, denn Ihr seyd ein unbegreiflicher und außerordentlicher Mann; und ich bin überdies gar nicht geübt, die Feder zu führen. Ich habe auch lange bey mir überlegt, ob es wohl schicklich sey, daß ich Euch schriebe, ohne Euch von Person jemals gesehn zu haben. Aber da man ja überall von Eurer leutseligen und freundlichen Gemüthsart reden hört, so habe ich mich es endlich unterstanden. «

» Doch ich will Euch Eure kostbare Zeit nicht mit vielen Worten rauben; denn ich kann mir denken, wie fleißig Ihr seyn müßt; sondern ich will nur gleich mein Herz vor Euch aufschließen, und Euch meine Bitte recht angelegentlich vortragen.«

» Ich bin ein junger Anfänger in der vor-
trefflichen Mahlerkunst, welche ich über alles
liebe, und welche mein ganzes Herz erfreut,
so, daß ich fast nicht glauben kann, daß,
wenn ich, (wie es natürlich ist,) Euch und
andre berühmte Meister dieser Zeiten aus-
nehme, irgend jemand anders solche inner-
liche Liebe, und so einen unaufhörlichen
Drang zu der Kunst trüge. Ich bestrebe
mich aufs allerbeste, dem Ziel, das ich in
der Entfernung vor mir sehe, immer ein we-
nig näher zu rücken; ich bin keinen Tag, ja,
ich möchte beinahe sagen, keine Stunde müßig;
und ich merke, daß ich jeden Tag, so wenig

es auch seyn mag, welcher komme. Nun habe ich mich schon nach vielen unsrer heutiges Tages berühmten Männer wohl geübt; aber da ich angefangen habe, Eure Arbeiten nachzumahlen, ist es mir gewesen, als wenn ich gar nichts wüßte, und noch einmal von vorn anfangen sollte. Ich habe doch schon so manchen Kopf auf der Tafel zu Stande gebracht, woran weder in den Umrissen, noch in den Lichtern und Schatten etwas Falsches oder Unrechtlches gefunden werden mochte; aber wenn ich die Köpfe Eurer Apostel und Jünger Christi, so wie Eurer Madonnen und Christkindlein, auch Zug für Zug auf meine Tafel übertrage, mit solcher Pünktlichkeit, daß mir die Augen brechen möchten, — und ich denn das Ganze übersehe, und es mit dem Original vergleiche, so bin ich erschrocken, daß es himmelweit davon entfernt, und ein ganz anderes Gesicht ist. Und

doch sehen Eure Köpfe, wenn man sie zum erstenmal betrachtet, beinahe leichter aus, als andre; denn sie haben ein gar zu natürliches Ansehen, und es ist, als wenn man darin die Personen, die es seyn sollen, gleich erkennte, und als wenn man sie schon lebendig gesehen hätte. Auch finde ich bei Euch nicht eben solche schwere und außerordentliche Verkürzungen der Glieder, womit wohl andre Meister heutiges Tages die Vollkommenheit ihrer Kunst zu zeigen, und uns arme Schüler zu quälen pflegen.“

»Darum, so viel ich auch immer nachgegrübelt habe, weiß ich mir doch durchaus das Besondere nicht zu erklären, was Eure Bilder an sich haben, und kann gar nicht ergründen, worin es eigentlich liegt, daß man Euch nicht recht nachahmen, und Euch wie ganz und gar erreichen kann. O leistet mir hierin Euren Bestand, — ich bitte Euch

dringend und flehentlich darum; und sagt mir, (denn Ihr könnt es gewiß am besten,) was ich thun muß, um Euch nur einigermaßen ähnlich zu werden. O wie tief will ich mir das einprägen! wie eifrig will ich es befolgen! — Ich bin, — vergebt mir, — manchmal wohl gar darauf gefallen, Ihr müßtet irgend ein Geheimniß bey Eurer Arbeit besitzen, wovon sich kein anderer Mensch einen Begriff machen konnte. Gar zu gern möchte ich Euch nur einen halben Tag lang bey der Arbeit zusehen; doch ihr laßt vielleicht keinen dazu. Oder, wenn ich ein großer Herr wäre, würde ich Euch tausend und tausend Goldstücke für Euer Geheimniß anbieten. «

» Ach, habe Nachsicht mit mir, daß ich mich unterstehe, so vielerley vor Euch zu schwätzen. Ihr seyd ein außerordentlicher

Mann, der wohl auf alle andre Menschen mit Verachtung heruntersehen muß.«

»Ihr arbeitet wohl Tag und Nacht, um so herrliche Sachen zuwege zu bringen; und in Eurer Jugend seyd Ihr sicher in einem Tage so weit gekommen, als ich nicht in einem Jahre. Nun, ich will doch auch inskünftige meine Kräfte anstrengen, so viel ich nur immer vermögend bin.«

»Andre, die heller sehen als ich, loben ja auch den Ausdruck in Euren Bildern über alles, und wollen behaupten, daß niemand so gut wie Ihr, gleichsam die Beschaffenheit des Gemüths in den Personen vorzustellen wisse, so daß man aus ihren Mienen und Gebärden so zu sagen ihre Gedanken errathen könnte. Doch, auf diese Sachen verstehe ich mich nur noch wenig.«

»Ich muß aber endlich aufhören, Euch lästig zu fallen. Ach was würde es mir für ein

ein

ein erquickender Trost seyn, wenn Ihr auch nur mit wenigen Worten Euren Rath ertheilet

Eurem

Euch über alles verehrenden

Antonio. «

So lautete Antonio's Sendschreiben an Raphael; — und dieser schrieb ihm lächelnd folgende Antwort:

» Mein guter Antonio, «

» Es ist schön, daß Du so große Liebe zu der Kunst trägst, und Dich so fleißig übest; Du hast mich sehr damit erfreut. Aber was Du von mir zu wissen verlangst, kann ich Dir leider nicht sagen; nicht, weil es ein Geheimniß, das ich nicht verrathen wollte, — denn ich wollte es Dir und einem jeden von Grunde des Herzens gern mittheilen, — sondern weil es mir selber unbekannt ist. «

» Ich sehe Dir an, daß Du mir das nicht

D

glauben willst; und doch ist es so. So wenig als einer Rechenhaft geben kann, woher er eine rauhe oder eine liebliche Stimme habe, so wenig kann ich Dir sagen, warum die Bilder, unter meiner Hand, grade eine solche und keine andere Gestalt annehmen. «

» Die Welt sucht viel Besonderes in meinen Bildern; und wenn man mich auf dies und jenes Gute darin aufmerksam macht, so muß ich manchmal selber mein Werk mit Lächeln betrachten, daß es so wohl gelungen ist. Aber es ist wie in einem angenehmen Traum vollendet, und ich habe während der Arbeit immer mehr an den Gegenstand gedacht, als daran, wie ich ihn vorstellen möchte. «

» Wenn Du das, was Du etwa an meinen Arbeiten Eigenthümliches findest, nicht recht begreifen und nachahmen kannst, so rathe ich Dir, lieber Antonio, Dir sonst einen

oder den andern der mit Recht berühmten Meister jetziger Zeiten zum Muster zu erwählen; denn ein jeder hat etwas Nachahmungswürdiges, und ich habe mich mit Nutzen nach ihnen gebildet, und nähre mein Auge noch immer mit ihrer mannigfachen Vorzüglichkeiten. Daß ich nun jetzt aber gerade diese und keine andre Art zu mahlen habe, wie denn ein jeder seine eigene zu haben pflegt, das scheint meiner Natur von jeher schon so eingepflanzt; ich habe es nicht durch sauren Schweiß errungen, und es läßt sich nicht mit Vorsatz auf so etwas studieren. Fahre indessen fore, Dich mit Liebe in der Kunst zu üben, und lebe wohl. «

Ein Brief

des

jungen Florentinischen Malers

Antonio

an seinen Freund Jacobo in Rom.

Geliebter Bruder,

Wundre Dich nicht, daß ich Dir so lange nicht geschrieben, denn allerhand Beschäftigungen haben mir meine Zeit unglaublich verkürzt. Aber jetzt will ich Dir öfter schreiben, weil ich Dir als meinem liebsten Freunde meine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen wünsche. Du kennst meine Klagen, daß ich mich sonst immer als ein ganz unwürdiger, verlornen Schüler der edlen Malerkunst fühlte; jetzt aber hat meine Seele einen wunderbaren, unbegreiflichen Schwung

erhalten, so daß ich freyer und dreister Athem hohle, und nicht mehr mit so demuthsvollem Erröthen vor den Bildern der großen Meister da stehe.

Und wie soll ich Dir nun schildern, wie und wodurch sich dieses ereignet hat? Der Mensch ist sehr arm, lieber Jacobo; denn wenn er auch einen recht kostbaren Schatz im Busen trägt, so muß er ihn wie ein Geiziger verschließen, und kann seinem Freunde nichts davon mittheilen oder zeigen. Thränen, Seufzer, ein Händedruck sind dann unsre ganze Sprache. So ist es jetzt mit mir, und darum möchte ich Dich jetzt vor mir haben, um Deine liebe Hand zu nehmen, und sie auf mein pochendes Herz zu legen. — Ich weiß nicht, ob andre Menschen schon so empfunden habe wie ich, — ob es schon andern gegönnt war, durch die Liebe einen so schönen Weg zur Anbetung

der Kunst zu finden. Denn wenn ein Wort meine Gefühle ausdrücken soll, so muß es Liebe seyn, die jetzt mein Herz und meinen Geist regiert.

Es ist mir zu Muthe, als wenn ein Vorhang von meinem Leben hinweggezogen wäre, und ich nun erst das zu sehn bekäme, was die Menschen immer die Natur und die Schönheit der Welt nennen. Alle Berge, alle Wolken, der Himmel und sein Abendroth sind jetzt anders und näher zu mir herabgezogen; mit Liebe und unaussprechlicher Sehnsucht möcht ich jetzt Raphael umfassen, der nun unter den Engeln wohnt, weil er für uns und dieser Erde zu gut und zu erhaben war: heiße Thränen der Begeisterrung, der reinsten Ehrfurcht treten in mein irdisches Auge, und machen meinen Sinn himmlischtrunken, wenn ich jetzt vor seinen Werken stehe, und sie mir tief in Sinn und

Herz eintrüge. Ich kann nun wohl sagen,
 daß ich nun erst fühle, was die Kunst von
 allen übrigen Treiben und Arbeiten der sterb-
 lichen Menschen unterscheidet; ich bin reiner
 und heiliger geworden, und darum bin ich
 nun erst zu den heiligen Altären gelassen.
 Wie bet' ich jetzt die Mutter Gottes und die
 erhabenen Apostel in jenen begeisternden Bil-
 dern an, die ich sonst nur mit kaltem Auge
 und halbgeübtem Pinsel Zug für Zug nach-
 zeichnen wollte: — jetzt sehn mir die Thrä-
 nen in den Augen, meine Hand zittert, mein
 innerstes Herz ist bewegt, so daß ich (möcht'
 ich sagen) fast ohne Bewußtseyn die Farben
 auf die Leinwand trage, und dennoch geräth
 es mir so, daß ich hernach damit zufrieden
 bin. O wenn doch jetzt Raphael noch lebte,
 daß ich ihn sehn, ihn sprechen, ihm meine
 Gefühle sagen könnte! Er muß sie gekannt
 haben, denn ich finde sie, ich finde mein

ganzes Herz in seinen Werken wieder: alle seine Madonnen sehen meiner geliebten Amalie ähnlich.

Auch fall' ich jetzt von selbst auf große und recht dreiste Erfindungen: ich habe schon einiges angefangen, und in manchen Stunden, wenn ich von der Mahlzeit aufstehe, oder eben ein gleichgültiges Gespräch geführt habe, erstaune ich selbst vor meinem verwegenen Unternehmen. Aber innerlich treibt mich dann mein Genius wieder an, so daß ich bei alle dem nicht den Muth verliere.

Wie unähnlich die zugeschlossene Knospe der prächtigen Lilie ist, die wie ein großer silberner Stern auf ihrem dunkeln Stengel nach der Sonne blickt: So unähnlich bin ich mir selbst, gegen meinen vormaligen Zustand. Ich will noch vieles und mit unermüdeten Kräften arbeiten.

Wenn ich schlafe, ist der Name Amalie

Wie ein goldenes, schützendes Belt über mir
ausgespannt. Oft wache ich auf, weil ich
diesen Namen mit süßem Klange aussprechen
höre, als wenn mich eines von den Raphael-
schen Engelskindern neckend und lieblosend
riefe. Rieselnde Löthe schütten dann nach
und nach die Lücke wieder zu, und holdse-
lige Träume lassen sich wieder mit leisen
Flügeln auf meine Augen herab. —

Ah, Jacobo, glaube mir, jetzt bin ich
erst recht Dein Freund, aber spötte nicht
über

Deinen

glücklichen Antonio.

Jacob's Antwort.

Dein lieber Brief, mein sehr theurer An-
tonio, hat eine ständige Rührung in mir ver-
ursacht. Ich brauche Dir nicht Glück zu

wünschen, denn Du bist jetzt wahrhaft glücklich, und es sey ferne von mir, daß ich über Dich spotten könnte, denn dann verdiente ich nicht die Gnade des Himmels, der mich zum Werkzeug seiner Verherrlichung, zum Künstler auserkoren.

Ich begreife recht gut Deinen Trieb zur Arbeit und Deine stets rege Erfindsamkeit. Ich lobe, ja ich beneide Dich; aber Du wirst es mir nicht übel deuten, wenn ich außerdem noch einige Worte hinzufüge: denn da ich so manches Jahr, so manche Erfahrung vor Dir voraus habe, möchte ich dadurch vielleicht ein Recht zum Reden haben.

Was Du mir da von der Kunst schreibst, will mir nicht so durchaus gefallen. Schon mancher ist Deinen Weg gegangen, aber ich glaube nicht, daß der große Künstler da stehen bleiben muß, wo Du jetzt stehst. Die Liebe eröffnet uns freilich die Augen über uns selb-

bog und über die Welt, die Seele wird stil-
 ler und andächtiger, und aus allen Winkeln
 des Horzons brechen tausend glimmende Em-
 pfindungen in hellen Flammen hervor: man
 lernt dann die Religion und die Wunder des
 Himmels begreifen, der Geist wird demüthi-
 ger und stolzer, und die Kunst redet uns be-
 sonders mit allen ihren Tönen bis in das
 innerste Herz hinein. Aber nun kommt der
 Künstler gar zu leicht in Gefahr, sich in
 jedem Kunstwerke zu suchen, alle seine Em-
 pfindungen werden nach e.i.n.e.r Richtung hin
 ausschweifen, und so opfert er denn sein
 mannigfaltiges Talent einem einzigen Ge-
 fühle auf. Hüte Dich davor, lieber Anto-
 nio, weil Du sonst zur engsten und am En-
 de unbedeutendsten Manier geführt werden
 kannst. Jedes schöne Werk muß der Künst-
 ler in sich schon antreffen, aber nicht sich
 mühsam darin auffuchen; die Kunst muß

seine höhere Geliebte seyn, denn sie ist himmlischen Ursprungs; gleich nach der Religion muß sie ihm theuer seyn; sie muß eine religiöse Liebe werden, oder eine geliebte Religion, wenn ich mich so ausdrücken darf: — nach dieser darf dann wohl die irdische Liebe folgen. Dann weht ein herrlicher, labender Wind alle Empfindungen, alle schöne Blumen in dieses eroberte Land hinein; das mit Morgenroth überzogen, und von heiliger Sonne durchdrungen ist.

Deute mit diese meine Worte nicht übel, mein ungemein geliebter Antonio: meine Verehrung der Kunst spricht so aus mir, und so wirfst Du denn alles zum Besten auslegen. — Lebe wohl.

Das Muster

eines

Kunstreichs und dabei tiefgelehrten Malers,
vorgestellt in dem Leben

des

Leonardo da Vinci,

berühmten Stammvaters der Florentinischen Schule.

Das Zeitalter der Wiederaufstehung der
Malerkunst in Italien hat Männer ans
Licht gebracht, zu denen die heutige Welt
billig wie zu Heiligen in der Glorie hinauf-
sehen sollte. Von ihnen möchte man sagen,
daß sie zuerst die wilde Natur durch ihre
Zauberkünste bezwungen und gleichsam be-
schworen, — oder auch, daß sie zuerst aus
der verworrenen Schöpfung den Funken der
Kunst herausgeschlagen hätten. Ein jeder
von diesen prangte mit eigenen, nahhaften

Vollkommenheiten, und es sind im Tempel der Kunst für viele von ihnen Altäre errichtet.

Ich habe mir aus diesen für jetzt den berühmten Stammvater der Florentinischen Schule, den nie genug gepriesenen Leonardo da Vinci auserwählt, um ihn, wem daran gelegen ist, als das Muster in einem wahrhaft gelehrten und gründlichen Studium der Kunst, und als das Bild eines unermüdlischen, und dabei geistreichen Fleißes, darzustellen. In ihm mögen die lehrbegierigen Jünger der Kunst ersehen, daß es nicht damit gethan sey, zu einer Fahrt zu schwören, nur Ihre Hand in gelenkiger Führung des Pinsels zu üben, und mit einem leichtem und süchtigen Affect-Enthusiasmus ausgerüstet, gegen das tiefsinnige und auf das wahre Fundament gerichtete Studium zu Felde zu ziehen. Ein solches Beispiel wird sie belch-

ren, daß der Genius der Kunst sich nicht unwillig mit der ernsthaften Minerva zusammen paart; und daß in einer großen und offenen Seele, wenn sie auch auf Ein Hauptbestreben gerichtet ist, doch das ganze, vielfachzusammengesetzte Bild menschlicher Wissenschaft sich in schöner und vollkommener Harmonie abspiegelt. —

Der Mann, von dem wir reden, erblickte das Licht der Welt in dem Flecken Vinci, welcher unten im Arno-Thale, unweit der prächtigen Stadt Florenz, belegen ist. Seine Geschicklichkeit und sein Wissen, die er von der Natur zum Erbtheil bekommen hatte, verriethen sich, wie es bey solchen auserlesenen Geistern zu geschehen pflegt, schon in seiner zarten Jugend, und sahen durch die bunten Figuren, die seine kindische Hand spielend herausbrachte, deutlich hervor. Dies ist wie das erste Sprudeln einer kleinen, munteren

Quelle, welche sichher zum mächtigen und bewundernten Strome wird. Wer es kennt, hält das Gewässer in seinem Laufe nicht zurück, weil es sonst durch Wall und Dämme bricht; sondern läßt ihm seinen freien Willen. So that Leonardo's Vater, indem er den Knaben, seiner ihm von Natur eingepflanzten Neigung überließ, und ihn der Lehre des sehr berühmten und verdienten Mannes, Andrea Verocchio zu Florenz, übergab.

Aber ach! wer kennt und wer nennt unter uns noch diese Namen, die damals wie funkelnde Sterne am Himmel glänzten? Sie sind untergegangen; und es wird nichts mehr von ihnen gehört; — man weiß nicht ob sie jemals waren.

Und dieser Andrea Verocchio war keiner der gemeinsten. Er war dem heiligen Erbsolium aller bildenden Künste, der Maler

Bild.

Bildner: und Baukunst ergöhen, — mit es denn dazumahl nichts ungewöhnliches war, daß für eine solche dreyfache Liebe und Fähigkeit, eines Menschen Geist Raum genug hatte: Außerdem aber war er in den mathematischen Erkenntnißte bewandert, und auch ein eifriger Freund der Musik. Es mag wohl seyn, daß dessen Vorbild, welches sich früh in die weiche Seele Leonards ein-drückte, viel auf ihn gewirkt hat; und daß mußten die Keime doch auf dem Grunde seiner Seele liegen. Aber was nun überhaupt bey der Geschichte der Ausbildung eines fremden Geistes alle die feinen Fäden zwischen Ursachen und Wirkungen auffinden, da die Seele während ihrer Handlungen sich dieses Zusammenhanges selbst nicht einmal immer bewußt ist: —

Zu Erlernung jeder bildenden Kunst, selbst wenn sie ernsthafte oder trübselige Dinge

abschildern soll, gehört ein lebendiges und
 aufgewecktes Gemüth; denn es soll ja durch
 allmähliche mühsame Arbeit endlich ein voll-
 kommenes Werk, zum Wohlgefallen aller
 Sinne, hervorgebracht werden, und traurige
 und in sich verschlossene Gemüther haben
 keinen Hang, keine Lust, keinen Muth und
 keine Stetigkeit hervorzubringen. Solch ein
 aufgewecktes Gemüth besaß der Jüngling
 Leonardo da Vinci; und er übte sich nicht
 nur mit Eifer im Zeichnen und im Sehen
 der Farben, sondern auch in der Bildhauerei,
 und zur Erholung spielte er auf der Geige,
 und sang Partige Lieder. Wohin also sein
 vielbefassender Geist sich auch wandte, so
 ward er immer von den Musen und Gra-
 zien, als ihr Liebling, in ihrer Atmosphäre
 schwebend getragen, und berührte nie, auch
 in den Stunden der Erholung nicht, den
 Boden des alltäglichen Lebens. Von allen

Beschäftigungen aber lag die Malerney ihm zunächst am Herzen; und zu seines Lehrers Beschämung brachte er es darin nach kurzer Zeit so weit, daß er ihn selbst übertraf. Ein Beweis, daß die Kunst sich eigentlich nicht lernt, und nicht gelehrt wird, sondern daß ihr Stroh, wenn er nur auf eine kurze Strecke geführt und gerichtet ist, unbeherrscht aus eigener Seele quillt.

Da seine Einbildung so fruchtbar und reich an allerley bedeutenden und sprechenden Bildern war, so zeigte sich in seiner lebhaften Jugend, wo alle Kräfte sich mit Gewalt in ihm hervordrängten, sein Geist nicht in gewöhnlichen, unschmackhaften Nachahmungen, sondern in außerordentlichen, reichen, ja fast ausschweifenden und seltsamen Vorstellungen. So malte er einst unsre ersten Vorfahren im Paradiese, welches er durch alle mögliche Arten wunderbarer und

fremdgestalteter Thiere, und durch eine un-
 endliche, mühsame Verschiedenheit der Pflan-
 zen und Bäume, so bereicherte und aus-
 schmückte, daß man über die Mannigfaltig-
 keit erstaunen mußte, und seine Augen nicht
 von dem Bilde abziehen konnte. Noch wun-
 derbarer war der Medusenkopf, den er einst
 auf ein hölzernes Schild für einen Bauern
 mahlte: er setzte ihn aus den Gliedern aller
 nur ersinnlichen, häßlichen Gewürme und
 gräulicher Unthiere zusammen, so daß man
 gar nichts Erschrecklicheres sehen mochte. Die
 Erfahrung der Jahre ordnete nachher die-
 sen wilden, üppigen Reichthum in feinem
 Geiste.

Aber ich will zur Hauptsache eilen, und
 versuchen, ob ich eine ^gAb Schilderung von
 dem, vielumfassenden Eifer dieses Mannes
 geben kann.

In der Mahlerey trachtete er mit uner-

müthlicher Begier nach immer höhern Vollkommenheiten, und nicht in einer, sondern in allen Arten; und mit dem Studium der Geheimnisse des Pinsels verband er die fleißigste Beobachtung, die, als sein Genius, ihn durch alle Scenen des gewöhnlichen Lebens leitete, und ihn auf allen seinen Wegen, wo andre es nicht ahndeten, die schönsten Früchte für sein Lieblingsfach einsammeln ließ. Also war er selber das größte Beispiel zu dem Lehren, die er in seinem vortrefflichen Werke von der Mahlerey ertheilt, daß nämlich ein Mahler sich allgemein machen solle, und nicht alle Dinge nach einem einzigen angewöhnten Handgriff, sondern ein jedes nach seiner besonderen Eigenthümlichkeit darstellen müsse; — und denn, daß man sich nicht an einen Meister hängen, sondern selbst frey die Natur in allem ihren Wesen erforschen solle, indem man sonst ein Enkel, nicht aber

ein Sohn der Natur; genannt zu werden verdiene.

Aus eben dieser Schrift, der einzigen unter seinen gelehrten Arbeiten, die zu den Augen der Welt gelangt ist, und die man mit Recht das goldene Buch des Leonardo nennen könnte, wird uns offenbar, wie tief sinnig er immer die Lehren und Regeln der Kunst mit dem Ausüben derselben verknüpfte. Die Beschaffenheit des menschlichen Körpers hatte er in allen nur ersinnlichen Wendungen und Stellungen, bis auf das kleinste, so in seiner Gewalt, als wenn er ihn selber geschaffen hätte; und immer ging er geradezu auf den bestimmten Sinn und die körperliche sowohl als geistige Bedeutung los, die in jeder Figur liegen sollte. Denn billig muß, wie auch er selbst in seinem Buche zu verstehen giebt, ein jedes Kunstwerk eine doppelte Sprache reden, eine des Leibes und

eine der Seele. An einigen Orten in seinem Buche giebt er Anleitung, wie man eine Schlacht, einen Seesturm, eine große Versammlung mahlen solle; und da ist seine Einbildung so thätig und wirksam, daß sie schnell die deutlichsten und sprechendsten Züge in Worten zu einem auffallenden Ganzen zusammenträgt.

Leonardo wußte, daß der Kunstgeist eine Flamme von ganz anderer Natur ist, als der Enthusiasmus der Dichter. Es ist nicht darauf angesehen, etwas ganz aus eigenem Sinne zu gebären; der Kunstsin soll vielmehr ämsig außer sich herumschweifen, und sich um alle Gestalten der Schöpfung mit behender Geschicklichkeit herumlegen, und die Formen und Abdrücke davon in der Schatzkammer des Geistes aufbewahren; so daß der Künstler, wenn er die Hand zur Arbeit ansetzt, schon eine Welt von allen Dingen

in sich finde. Leonardo ging nie, ohne seine Schreibtafeln bey sich zu tragen; sein begieriges Auge fand überall ein Opfer für seine Muse. Dann kann man sagen; daß man vom Kunstsinne ganz durchglüht und durchdrungen sey, wenn man so alles um sich her seiner Hauptneigung unterthänig macht. Jeden kleinen Theil des menschlichen Körpers, der ihm an irgend einem Vorübergehenden wohlgefiel, jede flüchtige reizende Stellung und Wendung haßte er auf, und trug es seinem Schatze bey. Es gefielen ihm vorzüglich wunderliche Angesichter mit besondern Haaren und Bärten; westwegen er solchen Leuten manchmal lange nachging, daß er sie fest in seinen Sinn faßte, da er sie alsdann zu Hause so natürlich, als ob sie ihm gegenwärtig gefessen hätten, hinmahlte. Auch wann zwey Personen, ohne das sie einen Zuschauer zu haben glaubten, ganz

unbefangenen und ihrem Willen überlassen, mit
 einander sprachen, oder wann ein heftiges
 Gezänk entstand, oder ihm sonst menschliche
 Affekten und Gemüthsbewegungen in ihrem
 vollen Leben und ihrer ganzen Kraft in den
 Weg kamen, so versäumte er niemals, sich
 die Umrisse und die Zusammenfügung der
 Theile zum Ganzen wohl zu merken. Auch
 betrachtete er, was manchen lächerlich vor-
 kommen mag, oft lange und ganz in sich
 verloren, alles Gemäuer, worauf die Zeit
 mit allerlei wunderbaren Figuren und Far-
 ben gespielt hatte, oder vielfarbige Steine
 mit irgend seltsamen Zeichnungen. Daraus
 sprang ihm dann, während des unbetrück-
 teten Anschauens, manche schöne Idee von
 Landschaften, oder Schlachtgewimmel, oder
 fremden Stellungen und Gesichtern hervor.
 Darum giebt er auch in seinem Buche selbst
 die Regel, dergleichen zur Ergötzung fleißig

zu betrachten, weil der Geist durch dergleichen verwirrte Dinge zu Erfindungen aufgemuntert werde. — Man sieht, wie der un-
gemeine und von Keinem nach ihm erreichte
Geist des Leonardo, aus allen Dingen, auch
den geringgeachteten und kleinsten, Gold
zu ziehen wußte.

In der Wissenschaft seiner Kunst war
vielleicht nie ein Mahler erfahrener und ge-
lehrter als er. Die Kenntniß der inneren
Theile des menschlichen Körpers und des
ganzen Räder- und Hebelwerks dieser Ma-
schiene, — die Kenntniß des Lichts und der
Farben, und wie beide auf einander wirken,
und sich eines mit dem andern vermählt, —
die Lehre von den Verhältnissen, nach wel-
chen die Dinge in der Entfernung kleiner
und schwächer erscheinen; — alle diese Wis-
schaften, welche in der That zu dem wahr-
en, ursprünglichen Fundamente der Kunst

gehören, hatte er bis in ihre tiefsten Abgründe durchdrungen.

Wie aber schon erwähnt ist, so war er nicht bloß ein großer Mahler, sondern auch ein guter Bildhauer, wie auch ein ansehnlicher Baumeister. Er war in allen Zweigen der mathematischen Wissenschaften erfahren; ein tiefes Kenner der Musik, ein angenehmer Sänger und Spieler auf der Geige, und ein kuntreicher Dichter. Kurz, wenn er in den faulhaftesten Zeiten gelebt hätte, so wäre er unfehlbar für ein Sohn des Apollo gehalten worden. Ja, er hatte seine Lust daran, sich in allerley Fertigkeiten, wenn sie auch ganz außer seinem Wege lagen, hervorzuthun. So war er im reiten und regieren der Pferde, so wie auch in der Führung des Degens so wohl geübt, daß ein Unwissender hätte meinen sollen, er habe sein ganzes Leben hindurch diesem allein obgelegen. Mit wunderbaren

mechanischen Kunststücken, und mit den geheimen Kräften der Naturkörper war er so vertraut, daß er einst, bey einer feyerlichen Gelegenheit, die Figur eines Löwen von Holz machte, welcher sich selbst bewegte; und ein andermal hatte er aus einem gewissen dünnen Zeug kleine Vögel gebildet, welche von selbst frey in die Luft emporschwebten. So hatte sein Geist einen angehöyren Reiz, immer etwas Neues zu erfinden, der ihn in beständiger Thätigkeit und Anstrengung erhielt. Alle seine Talente aber wurden durch edle und einnehmende Sitten, wie Edelgesteine durch eine goldene Einfassung erhöht. Und damit der außerordentliche Mann auch den gemeinsten und blödesten Augen hervorstechend und ausgezeichnet erscheinen möchte, so hatte die freygebige Natur ihn ausdrücklich mit einer wunderbaren Leibesstärke, und zu allem dem endlich mit einer sehr ehrwür-

digen Bildung, und einem Besichte, das man lieben und verehren mußte, begabt.

Der forschende Geist der ernsthaften Wissenschaften sähnet dem bildenden Geiste der Kunst so ungleichartig, daß man fast, dem ersten Anblick nach, zwei verschiedene Gattungen von Wesen für beyde glauben möchte. Und in der That sind nur wenige Sterbliche so eingerichtet, daß sie diesem zwiefachen Genius opfern könnten. Welcher aber in seiner eigenen Seele die Heimath aller der Erkenntnisse der Kräfte, worin sonst viele sich theilen, findet, und dessen Geist, mit gleichem Eifer und Glück, durch Schlüsse der Vernunft Wahrheiten ausrechnet, und Einbildungen seines inneren Sinnes durch Mühsamkeit der Hand in sichtbare Darstellungen hervordrängt: — ein solcher muß der ganzen Welt Erstaunen und Bewunderung abnöthigen. Und wenn er überdies nicht

bloß einer einzigen Kunst ergeben ist, sondern mehrere in sich vereinigt, ihre geheime Verwandtschaft fühlte, und die göttliche Flamme, die in allen wecht, in seinem Inneren empfindet; so ist dieser Mann von der Hand des Himmels gewiß auf eine wunderbare Weise vor andern Menschen hervorgehoben, und es werden viele mit ihren Gedanken nicht einmal an ihn herantreiben können.

Der Hof des ungarischen Herzogs, Lodoviko Gyorja, war der Hauptschauplatz, wo Leonardo da Vinci, als oberster Vorsteher der Akademie, seine vielfachen Geschäfte entfaltete. Hier zeigte er sich in vortrefflichen Gemälden und Bildwerken; hier verbreitete er seinen guten Geschmack in Gebäuden; er war ebenfalls unter der Zahl der Tonkünstler als Spieler auf der Orgel angestellt; er führte mit großer Klugheit den schweren Bau eines Wasserkanals über Berge

und Thäter. — und so stellte er bloß in seiner Person fast eine ganze Akademie aller menschlichen Erkenntnisse und Fertigkeiten vor. Ehe er den Bau des Kanals übernahm, begab er sich nach Valverola, dem Landsitz eines seiner angesehenen Freunde, und legte sich dort, unter Begünstigung der ländlichen Muse, mit großem Fleiß auf das Mathematische der Baukunst. Auf diesem stillen Landsitz brachte er nachher etliche Jahre zu, lag mit philosophischem Geiste dem mathematischen, und allen nur irgend zu einer gründlichen Theorie der bildenden Künste gehörigen Studien ob, und verlor sich ganz in tieffinnige Spekulationen. Das Gepräge der in sich gekehrten Weisheit trug er auch in seinem Äußeren, indem er sich Haar und Bart so lang hatte wachsen lassen, daß er das Aussehen eines Einsiedlers hatte; — wie denn einige in seinem unermüdeten Fleiß

auch den Bewegungsgrund finden wolken, daß er zeitlebens unverheirathet blieb. — Während des Aufenthaltes in seiner ländlichen Einsamkeit trug er nun auch die Resultate seines Studiums, durch seinen Geist gesehert und geläutert, und mit seinen eignen sehr scharfsinnigen Gedanken und Beobachtungen überseht, in ausführlichen Worten zusammen, welche sich, von seiner eignen theuren Hand geschrieben, noch nicht in dem großen ambrosianischen Bücherschatze zu Mailand befinden.

Abwacht es ist auch diese, wie so manche andre Qualte, mit ehrwürdiger Staube bedeckte Handschrift in den Bücherschätzen der Großen, ein unangerührtes Heiligthum, vor welchem die unverständigen Götter unsers Zeitalters, höchstens mit einer leeren Furchtsbezeugung vorüber gehen. Das Manuscript warthen noch auf denjenigen, welcher

den

den Geist des alten Mahlers, der darin verzaubert schläft, daraus erwecken, und aus den lange getragenen Banden erlösen soll.

Alle die Schönheiten und das Vortreffliche in den vielen Gemälden unsers Leonardo aus einander zu setzen, ist meine Feder nicht im Stande. Sein berühmtestes Bild ist wohl die Vorstellung des heiligen Abendmahles in dem Refektorium der Dominikaner zu Mayland. Man bewundert darin den seelenvollen Ausdruck in den Köpfen der Jünger Christi, wie jeder den Herrn zu fragen scheint: Herr! bin ich's? Die alten Anekdotensammler der Kunst erzählen, daß Leonardo, nachdem er die übrigen Figuren vollendet, eine Weile gezügert, und immer bey sich überlegt und nachgedacht, oder, (um vielleicht eigentlicher zu reden,) auf glückliche Umgebungen geharret habe, wie er das verätherische Gesicht des Judas, und das er-

habene Antheil Jesu, recht vollkommen ausdrücken solle; worauf der Prior des Klosters einen einleuchtenden Beweis seines Unverstandes gegeben, indem er ihn, wie einen Tagelöhner, über sein Bögen zur Rede gestelle habe.

Noch eines Gemähltes des Leonardo muß ich, eines merkwürdigen Umstandes halber, gedenken. Ich meine das Bildniß der Lisa del Giocondo, (der Gemahlinn des Francesco,) an welchem er vier Jahre arbeitete, ohne durch die sorgfältigste und feinste Ausarbeitung jedes Härchens, den Geist und das Leben des Ganzen zu ersticken. So oft nun die edle Frau ihm zum Mahlen saß, rief er allemal einige Personen herzu, die durch eine angenehme und muntre Musik auf Instrumenten, mit der menschlichen Stimme begleitet, aufheitern mußten. Ein sehr sinnreicher Einfall, wegen dessen ich den

Leonardo immer bewundert habe. Er mußte nur zu wohl, daß bei Personen, welche zum Mahlen sitzen, sich gewöhnlich eine trockene und leere Ernsthaftigkeit auf ihrem Gesichte einzufinden pflegt, und daß eine solche Miene, wenn sie im Gemälde in bleibenden Zügen festgehalten wird, ein ungefälliges oder wohl gar finsternes Ansehen gewinnt. Dagegen kannte er die Wirkung einer fröhlichen Musik, wie sie sich in den Mienen des Gesichts abspiegelt, wie sie alle Züge auflöst, und in ein liebliches, reges Spiel setzt. So zog er die sprechenden Reize des Antlitzes handig auf die Tafel über, und mußte die Ausübung der einen Kunst sich der andern so glücklich als Gehülfsinn zu bedienen, daß diese auf jene ihren Widerschein warf. Wie viele geschickte Mahler aus des Leonardo Schule ausgegangen, und wie angesehen und allgemein verehrt er in seinem Le-

ben war, läßt sich gedenken. Als er einst in einem Kloster vor Florenz nur den Entwurf zu einem großen Altarblatte gemacht hatte, ward der Ruf dieses Entwurfs so groß, daß zwey Tage lang eine Menge Volks aus der Stadt dahin wallfahretete, und man hätte meynen sollen, es würde ein Fest oder eine Prozession gehalten.

In Florenz hatte Leonardo da Vinci sich wieder aufgehalten, seitdem, in den kriegerischen Zeiten von Italien, der Herzog Ludovico Sforza von Mailand eine gänzliche Niederlage erlitten hatte, und die Akademie zu Mailand ganz zerstückt war. In seinem hohen Alter ward er noch von König Franz dem Ersten, aus Florenz nach Frankreich berufen.

Der Monarch schätzte ihn über alles hoch, und empfing den alten fünf und siebenzigjährigen Mann mit besonderer Freundlichkeit

und Achtung. Allein es war ihm nicht beschieden, sein Leben in dem ihm neuen Lande noch hoch zu bringen. Die Beschwerlichkeiten der Reise und die Verschiedenheit der Landesart mußten ihm die Krankheit zugezogen haben, die ihn nicht lange nach seiner Ankunft befiel. Der König besuchte ihn fleißig in seiner Krankheit, und bezeigte sich sehr besorgt um ihn. Als er einst auch zu ihm kam, an sein Lager trat, und der alte Mann sich im Bette aufrichten wollte, um dem Könige für seine Gnade zu danken, ward er unvermerkt von einer Schwachheit überfallen, — der König unterstützte ihn mit seinen Armen, — aber der Athem ging ihm aus, — und der Geist, der so viele und große Dinge gewirkt hatte, welche noch jetzt in ihrer Vollkommenheit bestehen, war durch einen einzigen Hauch, wie ein Blatt von der Erde, weggeweht, —

Wenn der Glanz der Kronen das Licht ist, welches das Gedeihen der Künste vorzüglich befördert, so kann man die Scene, die an dem Ende von Leonardo's Leben steht, gewissermaßen als eine Apotheose des Künstlers ansehen; in den Augen der Welt wenigstens mußte es für alle Thaten des großen Mannes ein würdiger Lohn erscheinen, in den Armen eines Königs zu erblassen. —

Man wird mich nun vielleicht fragen: Ob ich denn nun diesen hier so hochgepriesenen Leonardo da Vinci als den vortrefflichsten, und als das Haupt aller Mahler aufstellen, und alle Schüler auffordern wollte, daß sie gerade so zu werden streben sollten, wie er?

Aber anstatt zu antworten, frage ich wieder: Ob es denn nicht erlaubt sey, seinen Blick einmal absichtlich auf den großen und

betrachtungswürdigen Geist eines einzigen Mannes zu beschränken, um seine eigenthümlichen Vortrefflichkeiten einmal recht für sich, in ihrem Zusammenhange zu überschauen? — und ob man wohl so dreist, mit der anmaßenden Strenge eines Richteramtes, die Künstler nach Maasß und Gewicht ihrer Verdienste in Reih' und Glied stellen könne, wie die Lehrer der Moral tugend- und lasterhafte Menschen, nach genauen Regeln des Ranges, über- und untereinander zu setzen sich vermessen?

Ich meine, man könne Geister von sehr verschiedener Beschaffenheit, die beyde große Eigenschaften haben, beyde bewundern. Die Geister der Menschen sind eben so unendlichmannigfaltig, als es ihre Gesichtsbildungen sind. Und nennen wir nicht das ehrwürdige, faktenreiche, weisheitsvolle Antlitz des Greises eben so wohl schön, als das unbefan-

gene, Empfindung athmende, zauberhafte
Gesicht der Jungfrau?

Allein bey dieser bildlichen Vorstellung
möchte mir jemand sagen: Wenn aber das
Lobungswort Schönheit ertönt; drängt sich
dir da nicht unwillkürlich aus innerer Seele
das letztere Bild, das Bild der Venus Ura-
nia in deinem Busen hervor?

Und hierauf weiß ich freylich nichts zu
antworten.

Wer bey meinem zwiefachen Bilde, wie
ich, an den Geist des Mannes, den wir
eben geschildert haben, und an den Geist
desjenigen, den ich den göttlichen zu nen-
nen pflege, gedenkt, wird in dieser Gleich-
nißrede vielleicht Stoff zum Nachsinnen fin-
den. Dergleichen Phantaseyen, die uns in
den Sinn kommen, verbreiten oftmals auf
wunderbare Weise ein helleres Licht über ei-
nen Gegenstand, als die Schlussreden der

Bernunft; und es liegt neben den sogenann-
ten höheren Erkenntnißkräften ein Hauber-
spiegel in unserer Seele, der uns die Dinge
manchmal vielleicht am kräftigsten dargestellt
zeigt. —

Zwey Gemäldeschilderingen.

Ein schönes Bild oder Gemälde ist, meinem Sinne nach, eigentlich gar nicht zu beschreiben; denn in dem Augenblicke, da man mehr als ein einziges Wort darüber sagt, fliegt die Einbildung von der Tafel weg, und gaukelt für sich allein in den Lüften. Dram haben die alten Chronikenschreiber der Kunst mich sehr weise gedünket, wenn sie ein Gemälde bloß; ein vortreffliches, ein unvergleichliches, ein über alles herrliches nennen; indem es mir unmöglich scheint, mehr davon zu sagen. Indessen ist es mir befallen, ein paar Bilder einmal auf die folgende Art zu schildern, wovon ich die zwey Proben, die mir von selbst in den Sinn gekommen sind, um der eignen Art willen, ohne daß ich diese Art für etwas sehr

Vorzügliches halten mag, doch zu Jedermanns Ansicht hersehen will.

Erstes Bild.

Die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde,
und der kleine Johannes.

Maria,

Warum bin ich doch so überfelig,
Und zum allerhöchsten Glück erlesen,
Das die Erde jemals tragen mag?
Ich verzage bei dem großen Glücke,
Und ich weiß nicht Dank dafür zu sagen,
Nicht mit Thränen, nicht mit lauter Freude.
Nur mit Lächeln und mit tiefer Wehmuth
Kann ich auf dem Götterkinde ruhen,
Und mein Blick vermag es nicht, zum Himmel,
Und zum gü'tgen Vater aufzusteigen.
Nimmer werden meine Augen müde,
Dieses Kind, das mir im Schooße spielt,
Angusehn mit tiefer Herzensfreude.

Ach! und welche fremde, große Dinge,
 Die das unschuldvolle Kind nicht ahndet,
 Leuchten aus den klugen blauen Augen,
 Und aus all' den kleinen Gaukelepen!
 Ach! ich weiß nicht was ich sagen soll!
 Dünkt michs doch, ich sey nicht mehr auf dieser Erde,
 Wenn ich in mir recht lebendig denke:
 Ich, ich bin die Mutter dieses Kindes.

Das Jesuskind.

Süßsch und hunt ist die Welt um mich her!
 Doch ist's mir nicht wie den andern Kindern,
 Doch kann ich nicht recht spielen,
 Nichts fest angreifen mit der Hand,
 Nicht lautjauchzend frohlocken,
 Was sich lebendig
 Vor meinen Augen regt und bewegt,
 Kommt mir vor, wie vorbeigehend Schattenbild
 Und artiges Blendwerk.
 Aber innerlich bin ich froh,
 Und denke mir innerlich schönere Sachen,
 Die ich nicht sagen kann.

Der kleine Johannes.

Ach! wie bet' ich es an, das Jesustindlein!
 Ach wie lieblich und voller Unschuld
 Gankst es in der Mutter Schooß! —
 Lieber Gott im Himmel, wie bet' ich heimlich zu Dir,
 Und danke Dir,
 Und preise Dich um Deine große Gnade,
 Und sehe Deinen Segen herab auch für mich!

Zweytes Bild.

Die Anbetung der drey Weisen aus dem
 Morgenlande.

Die drey Weisen.

Siehet aus dem fernem Morgenlande
 Kommen wir, vom schönen Stern geführt,
 Wir, drey Weisen aus dem fernem Lande,
 Wo die Sonn' in ihrer Pracht hervorgeht.
 Lange Jahre haben wir nach Weisheit,
 Nach der Weisheit Urquel hingetrachtet,
 Haben viel erdacht in unserm Geiste;

Und dabey hat uns der Herr der Dinge
 Kron' und Zepter gnädiglich verliehen,
 Und bey unsrer langen Geistesarbeit
 Uns mit silberweißem Haupt gesegnet.
 Doch, wir kommen jetzt dahergezogen,
 Aus dem Lande, wo die Ebn' emporsteigt,
 Um die ganze Weisheit unsrer Jahre,
 Unsrer ganze Wissenschaft und Kenntniß,
 Ach! vor Dir, Du wunderbares Kindlein,
 Demuthvoll hiet in den Staub zu legen,
 Und in unsern goldnen Königsmänteln,
 Und mit unsern silberweißen Häuptern,
 Ehrfurchtsvoll uns hiet vor Dir zu beugen,
 Hier zu huldigen und anzubeten.
 Und zum Zeichen unsrer tiefen Ehrfurcht
 Bringen wir Dir Myrrhen, Gold und Weihrauch,
 Als ein würdig Opfer unsrer Andacht,
 Wie wir es zu geben nur vermögen,

Matia.

Ach! preise, meine Seele, den Herrn!
 Daß er mich so herrlich gemacht hat,
 So hoch erhoben vor allem Volke!

Daß ich das Kindlein geboren habe,
 Das mir im Schooße spielt,
 Das die Weisen anzubeten
 Aus dem fernen Morgenlande herziehn!
 Ach! mein Auge vermag's nicht zu ertragen,
 Und mein Herz bricht!
 Alle tiefe Weisheit ihrer Jahre
 Legen sie vor dem Kindlein in den Staub:
 Ihre Kniee gebeugt,
 Ihre Häupter zur Erde geneigt,
 Und am Boden liegen die goldnen Königsmäntel,
 Gold, und Weihrauch, und Myrrhen
 Bringen sie zum Opfer;
 Ach! dem Kind' ein groß und herrlich Opfer! —
 O wie selig ist die Mutter innerlich!
 Aber ich vermag den weisen Männern
 Nicht für ihre große Huld zu danken,
 Nicht den Blick zum Himmel aufzuheben.
 Aber herrliche und große Dinge
 Stehen innerlich mir im Gemüthe.

Das Jesuskindlein.

Schön muß wohl das ferne Land seyn,
 Wo die helle Sonn' emporsteigt;

Denn wie herrlich sind die Mäntel!

Aber wie so alt und prächtig?

Ach! das ist die tiefe Weisheit,

Daß sie goldne Königsmäntel,

Silberweiße-Häupter haben.

Und recht wunderbare Dinge

Haben sie mir hergetragen!

Und doch thut'n sie vor mir nieder, —

Seltam scheinen mir die Männer,

Und ich weiß mir nicht zu sagen,

Wie ich sie recht nennen soll.

Einige

Einige Worte

über

Allgemeinheit, Toleranz

und

Menschenliebe

in der Kunst.

Der Schöpfer, welcher unsre Erde und alles was darauf ist gemacht hat, hat das ganze Erdenrund mit seinem Blick umfaßt, und den Strom seines Segens über den ganzen Erdkreis ausgegossen. Aber aus seiner geheimnißvollen Werkstatt hat er tausenderley unendlich-mannigfaltige Keime der Dinge über unsre Kugel hergestreut, die unendlich-mannigfaltige Früchte tragen, und zu seiner Ehre zu dem größten, buntesten Garten hervorschießen. Auf wunderbare Weise fährt Er seine Sonne um den Erdball in

gemessenen Kreisen herum, daß ihre Strahlen in tausend Richtungen zur Erde kommen, und unter jedem Himmelsstriche das Mark der Erde zu verschiedenartigen Schöpfungen auskochen und hervortreiben.

Mit gleichem Auge ruht Er in einem großen Momente auf dem Werk seiner Hände, und empfängt mit Wohlgefallen das Opfer der ganzen lebendigen und leblosen Natur. Das Brüllen des Löwen ist Ihm so unangenehm wie das Schreien des Kranichs; und die Aloe duftet Ihm eben so lieblich als Rose und Hyacinthe.

Auch der Mensch ist in tausendfacher Gestalt aus seiner schaffenden Hand gegangen: — die Brüder eines Hauses kennen sich nicht, und verstehen sich nicht; sie reden verschiedene Sprachen, und staunen über einander: — aber Er kennt sie alle, und freuet sich aller; mit gleichem Auge ruht Er auf

seiner Hände Werk, und empfängt das Opfer der ganzen Natur.

Auf manchenley Weis hört Er die Stimmen der Menschen von den hässlichsten Dingen durcheinander reden, und weiß daß alle, — alle, wär' es auch wider ihr Wissen und Willen, — dennoch Ihn, den Unkennebaren, meinen.

So hört Er auch die innere Empfindung der Menschen in verschiedenen Zonen und in verschiedenen Zeitaltern verschiedene Sprachen reden, und hört, wie sie mit einander streiten und sich nicht verstehen: aber dem ewigen Geiste löst sich alles in Harmonie auf; er weiß, daß ein jeder die Sprache redet, die Er ihm ungeschaffen hat, daß ein jeder sein Inneres äußert wie er kann und soll; — wenn sie in ihrer Blindheit untereinander streiten, so weiß und erkennet Er, daß für sich ein jeglicher Recht hat; er sieht

mit Wohlgefallen auf jeden und auf alle,
und freut sich des bunten Gemisches.

Kunst ist die Blume menschlicher Empfindung zu nennen. In ewig wechselnder Gestalt erhebt sie sich unter den mannigfaltigen Zonen der Erde zum Himmel empor, und dem allgemeinen Vater, der den Erdball mit allem was daran ist, in seiner Hand hält, duftet auch von dieser Gatt mit ein vereinigter Wohlgeruch.

Er erblickt in jeglichem Werke der Kunst, unter allen Zonen der Erde, die Spur von dem himmlischen Funken, der, von Ihm ausgegangen, durch die Brust des Menschen hindurch, in dessen kleine Schöpfung überging, aus denen er dem großen Schöpfer wieder entgegenglimmt. Ihm ist der gotische Tempel so wohlgefällig als der Tempel des Griechen; und die rohe Kriegsmusik der Wilden ist ihm ein so lieblicher Klang, als kunstreiche Chöre und Kirchengesänge.

Und wenn ich nur von Ihm, dem Unendlichen, durch die unermesslichen Räume des Himmels, wieder zur Erde gelange, und mich unter meinen Mitbrüdern, wünsche, — ach! so muß ich laute Klagen erheben, daß sie ihrem ewigen großen Vorbilde im Himmel so wenig ähnlich zu werden sich bestreben. Sie zanken mit einander, und verstehen sich nicht, und sehen nicht, daß sie alle nach demselben Ziele eilen, weil jeder mit festem Fuße auf seinem Standart stehen bleibt, und seine Augen nicht über das Ganze zu erheben weiß.

Blöden Menschen ist es nicht begreiflich, daß es auf unserer Erdkugel Antipoden gebe, und daß sie selber Antipoden sind. Sie denken sich den Ort, wo sie stehen, immer als den Schwerpunkt des Ganzen, — und ihrem Geiste mangeln die Schwingen, das ganze Erdentund zu umfliegen, und das in

sich selbst gegründete Sänge mit einem Blicke zu umspielen.

Und eben so betrachten sie ihr Gefühl als das Centrum alles Schönen in der Kunst, und sprechen, wie vom Richterstuhle, über Alles das entscheidende Urtheil ab, ohne zu bedenken, daß sie niemand zu Richtern gesetzt hat, und daß diejenigen, die von ihnen verurtheilt sind, sich eben sowohl dazwischen aufwerfen könnten.

Warum verdammt ihr den Indianer nicht, daß er indianisch, und nicht unsere Sprache redet? —

Und doch wollt ihr das Mittelalter verdammen, daß es nicht solche Tempel baute, wie Griechenland? —

O so ahndet euch doch in die fremden Seelen hinein, und merket, daß ihr mit euren verachteten Brüdern die Geistesgaben aus der selben Hand empfangen habt! Be-

greifet doch, daß jedes Wesen nur aus den Kräften, die es vom Himmel erhalten hat, Bildungen aus sich herauschaffen kann, und daß einem jeden seine Schöpfungen gemäß seyn müssen. Und wenn ihr euch nicht in alle fremde Wesen hineinzu fühlen, und durch ihr Gemüth hindurch ihre Werke zu empfinden vermöget; so versuchet wenigstens, durch die Schlussketten des Verstandes mittelbar an diese Überzeugung heranzureichen. —

Hätte die ausführende Hand des Himmels den Keim deiner Seele auf die afrikanischen Sandwüsten fallen lassen, so würdest du aller Welt das glänzende Schwarz der Haut, das dicke, stumpfe Gesicht, und die kurzen, krausen Haare, als wesentliche Theile der höchsten Schönheit angeprieselt, und den ersten weißen Menschen verlacht oder gehaßt haben. Wäre deine Seele einige hundert

Meilen weiter nach Osten, auf dem Boden von Indien aufgegangen, so würdest du in den Kleinen, seltsamgestalteten, vielarmigen Götzen den geheimen Geist fühlen, der, unsern Sinnen verborgen, darinnen weht, und würdest, wenn du die Bildsäule der mediterräischen Venus erblicktest, nicht wissen, was du davon halten solltest. Und hätte es Demjenigen, in dessen Macht du standest und stehst, gefallen, dich unter die Schaaren südlicher Insulaner zu werfen, so würdest du in jedem wilden Trummelschlag, und den rohen, gellenden Schlägen der Melodie, einen tiefen Sinn finden, von dem du jetzt keine Sylbe fassst. Würdest du aber in irgend einem dieser Fälle, die Gabe der Schöpfung oder die Gabe des Genusses der Kunst, aus einer andern Quelle, als aus der ewigen und allgemeinen, der du auch jetzt alle deine Schätze verdankst, empfangen haben? —

Das Einmaleins der Vernunft folgt unter allen Nationen der Erde denselben Gesetzen, und wird nur hier auf ein unendlich größeres, dort auf ein sehr geringes Feld von Gegenständen angewandt. — Auf ähnliche Weise ist das Kunstgefühl nur ein und derselbe himmlische Lichtstrahl, welcher aber, durch das mannigfach-geschliffene Glas der Sinnlichkeit unter verschiedenen Zonen sich in tausenderley verschiedene Farben bricht.

Einheit: ein wunderseitsames Wort! Erfindet erst neue Worte für jedes einzelne Kunstgefühl, für jedes einzelne Werk der Kunst! In jedem spielt eine andere Farbe, und für ein jedes sind andere Nerven in dem Gebäude des Menschen geschaffen.

Aber ihr spinnt aus diesem Worte, durch Künste des Verstandes, ein strenges System, und wollt alle Menschen zwingen,

nach euren Vorschriften und Regeln zu fühlen, — und fühltet selber nicht.

Wer ein System glaube, hat die allgemeine Liebe aus seinem Herzen verdrängt! Erträglicher noch ist Intoleranz des Gefühls, als Intoleranz des Verstandes; — Aberglaube besser als Systemglaube. —

Könnet ihr den Melancholischen zwingen, daß er scherzhaft Lieder und montern Tanz angenehm finde? Oder den Sanguinischen, daß er sein Herz den tragischen Schrecknissen mit Freude darbiete?

O laffet doch jedes sterbliche Wesen und jedes Volk unter der Sonne bey seinem Glauben und seiner Glückseligkeit! und freuet euch, wenn andere sich freuen, — wenn ihr euch auch über das, was ihnen das liebste und werthste ist, nicht mit zu freuen verstoßt.

Uns, Götznen dieses Jahrhunderts, ist der Vorzug zu Theil geworden, daß wir auf

dem Gipfel eines hohen Berges stehen, und daß viele Länder und viele Zeiten unsern Augen offenbar, um uns herum und zu unsern Füßen ausgebreitet liegen. So laßet uns denn dieses Glück benutzen, und mit heitern Blicken über alle Zeiten und Völker umherschweifen, und uns begeben, an allen ihren mannigfaltigen Empfindungen und Werken der Empfindung immer das Menschliche herauszufühlen. — —

Jedliches Wesen strebt nach dem Schönsten: aber es kann nicht aus sich herausgehen, und sieht das Schönste nur in sich. So wie in jedes sterbliche Auge ein anderes Bild des Regenbogens kommt, so wirft sich jedem, aus der umgebenden Welt, ein anderes Abbild der Schönheit zurück. Die allgemeine, ursprüngliche Schönheit aber, die wir nur in Momenten der verklärten Anschauung nennen, nicht in Worte auflösen

können, zeigt sich Dem, der den Regenbogen, und das Auge, das ihn sieht, gemacht hat.

Ich habe meine Rede angefangen von Ihm, und ich kehre wieder zu Ihm zurück: — wie der Geist der Kunst, — wie aller Geist von ihm ausgeht, und durch die Atmosphäre der Erde, Ihm zum Opfer wieder entgendingt. —

E n g e d ä c h t n i s s

unser

ehrwürdigen Ahnherrn

A l b r e c h t D ü r e r s.

Von einem kunstliebenden Klosterbruder.

Nürnberg! du vormals weltberühmte Stadt!
 Wie gerne durchwanderte ich deine krummen
 Gassen; mit welcher kindlichen Liebe betrachtete
 ich deine altväterischen Häuser und Kirchen,
 denen die feste Spur von unsrer alten va-
 terländischen Kunst eingedrückt ist! Wie in-
 nig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die
 eine so derbe, kräftige und wahre Sprache
 führen! Wie ziehen sie mich zurück in jenes
 graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die
 lebendigwimmelnde Schule der vaterländi-
 schen Kunst warst, und ein recht fruchtbarer,
 herfließender Kunstgeist in deinen Mauern

lebte und webte: — da Meister Hans Sachs und Adam Kraft, der Bildhauer, und vor allen, Albrecht Dürer mit seinem Freunde, Wilibaldus Pirckheimer, und so viel andre hochgelobte Ehrenmänner noch lebten! Wie oft hab' ich mich in jene Zeit zurückgewünscht! Wie oft ist sie in meinen Gedanken wieder von neuem vor mir hervorgegangen, wenn ich in deiner ehrenwürdigen Büchersälen, Nürnberg, in einem engen Winkel, beim Dämmlicht der kleinen, rundscheibigen Fenster saß, und über den Reliquien des wackeren Hans Sachs, oder über andern alten, gelben, wuermgefressenen Papierbrütete; — oder wenn ich unter dem kühnen Gemölde eines düstern Kirchen wandelte, wo der Tag durch buntemahlte Fenster, als das Bildwerk, und die Malereien der alten Zeit wunderbar besauctet! — —

Ihr mündest auch wieder, und sehen

an, ihr Engherzigen und Klingsläubigen! Ich kenne sie ja, die Myrthenwälder Italiens, — ich kenne sie ja, die himmlische Gluth in den begeisterten Männern des beglückten Südens: — was rufst ihr mich hin, wo immer Gedanken meiner Seele wohnen, wo die Heimath der schönsten Stunden meines Lebens ist! — ihr, die ihr überall Grenzen sehet, wo keine sind! Liegt Rom und Deutschland nicht auf einer Erde? Hat der himmlische Vater nicht Wege von Norden nach Süden, wie von Westen nach Osten über den Erdbreis geführt? Ist ein Menschenleben zu kurz? Sind die Alpen unübersteiglich? — Nun so muß auch mehr als eine Liebe in der Brust des Menschen wohnen können. — —

Aber jetzt wandelt mein trauernder Geist auf der geweihten Stätte vor deinen Mauern, Nürnberg; auf dem Gottesacker,

wo die Gebeine Albrecht Dürers ruhen, der einst die Hiede von Deutschland, ja von Europa war. Sie ruhen, von wenigen besucht, unter zahllosen Grabsteinen, deren jeder mit einem ehernen Bildwerk, als dem Gepräge der alten Kunst, bezeichnet ist, und zwischen denen sich hohe Sonnenblumen in Menge erheben, welche den Gottesacker zu einem lieblichen Garten machen. So ruhen die vergessenen Gebeine unsers alten Albrecht Dürers, um dessentwillen es mir lieb ist, daß ich ein Deutscher bin.

Wenigen muß es gegeben seyn, die Seele in deinen Bildern so zu verstehen, und das Eigene und Besondere darin mit solcher Innigkeit zu genießen, als der Himmel es mir vor vielen andern vergönnt zu haben scheint; denn ich sehe mich um, und finde wenige, die mit so herzlichster Liebe, mit solcher Verehrung vor dir verweilten, als ich.

Ist

Ist es nicht, als wenn die Figuren in diesen dreien Bildern wirkliche Menschen wären, welche zusammen redeten? Ein jeder ist so eigenthümlich gestempelt, daß man ihn aus einem großen Haufen herauskennen würde; ein jeder so aus der Mitte der Natur gekommen, daß er ganz und gar seinen Zweck erfüllt. Keiner ist mit halber Seele da, wie man es öfters bey sehr zierlichen Bildern neuerer Meister sagen möchte; jeder ist im vollen Leben ergriffen, und so auf die Tafel hingestellt. Wer Klagen soll, klagt; wer zürnen soll, zürnt; und wer beten soll, betet. Alle Figuren reden, und reden laut und vernehmlich. Kein Arm bewegt sich unnütz; oder bloß zum Augenspiel und zur Füllung des Raums; alle Glieder, alles spricht uns gleichsam mit Macht an, daß wir den Sinn und die Seele des Ganzen sehr fest im Gemüthe fassen. Wir glauben

alles, was der kunstreiche Mann uns dar-
 stellt; und er vermischt sich nie aus unsrer
 Gedächtniß; nur so, wenn wir uns an
 ihn Wie ist, das war die heutigen Künstler
 unsers Vaterlands besonders erscheinen, als
 jene preiswürdigen Männer der alten Zeit,
 und du verhehlich; mein geliebter Vater.
 Wie ist, daß es mir vorkommt, als wenn
 ich alle die Naturkunst weit ernsthafter,
 mühevoller und willkürlicher gehandelt hätte,
 als diese geistlichen Künstler unserer Tage.
 Nichts ist so schön, wie ihr wachende
 Gedanke unermüdet folgende Bilder stehen,
 wie die Vorstellung. Sie ist sichtbar, und
 nicht ganz lebendig eurer Seele vor sich, und
 die ihr bedachtlich abgelegt, welche Mittel
 und welche Stellungen des Zuschauers, die
 der stärksten und sichersten wegreifen, und
 seine Seele beyne Zusehen am stärksten
 bewegen nicht, und wie ich dann, wie

inniger Theilnahme und freundlichem Ernst, die eurer lebendigen Einbildung befreundeten Wesen, auf die Tafel treu und langsam auftrage. — Aber die Neueren scheinen gar nicht zu wollen, daß man ernsthaft an dem, was sie uns vorstellen, Theil nehmen solle; sie arbeiten für vornehme Herren, welche von der Kunst nicht getührt und verehrt, sondern aufs höchste gebildet und geföhelt seyn wollen; sie bestreben sich, ihr Gemählde zu einem Probestück von recht vielen lieblichen und räuschernden Farben zu machen; sie präsen ihren Wer in Ausstreuung des Lichtes und Schattens; — aber die Men-
schengestalten scheinen öfters bloß an der Farbe zu sein und um des Lichtes willen, wahrlich ich möchte sagen, als ein notwendiges Uebel im Bilde zu stehen.

„Wehe muß ich rufen über unser Zeitalter, daß es die Kunst so bloß als ein leichtes

sinniges Spielwerk der Sinne übt, da sie doch wahrlich etwas sehr Ernsthaftes und Erhabenes ist. Achtet man den Menschen nicht mehr, daß man ihn in der Kunst vernachlässigt, und artige Farben und allerhand Künstlichkeiten mit Lichtern, der Betrachtung würdiger findet? —

In den Schriften des von unserm Abreche sehr hochgeschätzten und vertheidigten Martin Luthers, worin ich, wie ich nicht ungerne gestehe, einiges aus Wissbegier wohl gelesen habe, und in welchen viel Gutes verborgen seyn mag, habe ich über die Wichtigkeit der Kunst eine merkwürdige Stelle gefunden, die mir jetzt lebhaft ins Gemüth kommt. Denn es behauptet dieser Mann itgendwo ganz dreist und ausdrücklich: daß nächst der Theologie, unter allen Wissenschaften und Künsten des menschlichen Geistes, die Musik den ersten Plog einnehme.

Und ich muß offenherzig bekennen, daß dieser Kühne Ausdruck meine Blicke sehr auf den ausgezeichneten Mann hingerichtet hat. Denn die Seele, aus welcher ein solcher Ausdruck kommen konnte, mußte für die Kunst grade diejenige tiefe Verehrung empfinden, welche, ich weiß nicht woher, in so wenigen Gemüthern wohnt, und welche, nach einem Bedünken, doch so sehr natürlich und so bedeutend ist.

Wenn nun die Kunst, (ich meine, ihr Haupt- und wesentlicher Theil,) wirklich von solcher Wichtigkeit ist; so ist es sehr unwürdig und leichtsinnig, sich von den sprechenden und lehrreichen Menschenfiguren unsern alten Albrecht Dürers hinwegzuwenden, weil sie nicht mit der glühenden äußeren Schönheit, welche die heutige Welt für das Einzige und Höchste in der Kunst hält, ausgestattet sind. Es verräth nicht ein ganz ge-

sundes und reines Gemüth, wenn sich jemand vor einer geistlichen Betrachtung, welche an sich triftig und eindringend ist, die Ohren zuhält, weil der Redner seine Worte nicht in zierlicher Ordnung stellet, oder weil er eine üble, fremde Aussprache, oder ein schlechtes Spiel mit Händen an sich hat. Hindern mich aber dergleichen Gedanken, diese äußere, und so zu sagen, bloß körperliche Schönheit der Kunst, wa ich sie finde, nach Verdienst zu schätzen und zu bewundern?

Auch wird dir das, mein geliebter Albrecht Dürer, als ein großer Verstoß angerechnet, daß du deine Menschenfiguren nur so bequem neben einander hinstellst, ohne sie künstlich durch einander zu verschränken, daß sie ein methodisches Gruppo bilden. Ich liebe dich in dieser deiner unbefangenen Einfalt, und hefte mein Auge unwillkürlich zuerst

auf die Seele und tiefe Bedenkung der
 Menschen, ohne daß mir dergleichen Los-
 dringlichkeit in den Sinn kommt. Viele Per-
 sonen aber scheinen von Verfassern, wie von
 einem bösen, quälendem Geiste, so geplagt
 daß sie dadurch zu verachten und zu verhöhr-
 nen, angereizt werden, ehe sie ruhig betrach-
 ten können. — und mit allerwenigsten über
 die Schranken der Gegenwart sich in die
 Vorzeit hinüberzusetzen vermögen. Gern will
 ich euch zugeben, ihr eifrigen Neulinge, daß
 ein jünger Schüler jetzt klüger und gelehrter
 von Farben, Licht und Zusammenfügung der
 Figuren reden mag, als der alte Dürer ge-
 verstand; spricht aber sein eigener Geist aus
 dem Knaben, oder nicht vielmehr die Kunst-
 weisheit und Erfahrung der vergangenen Zei-
 ten? Die eigentliche, innere Seele der Kunst
 fassen nur einzelne auserwählte Geister auf
 einmal, mag auch schon die Führung des

Pinsel noch sehr mangelhaft seyn; alle die Außenwerke der Kunst hingegen werden noch und nach, durch Erfindung, Übung und Nachdenken zur Vollkommenheit gebracht. Es ist aber eine schändliche und betrauernswürthe Eitelkeit, die das Verdienst der Zeiten ihrem eignen schwachen Haupte zur Krone aufsetzt, und ihre Nichtigkeit unter erborgtem Glanze verdecken will. Hinweg, ihr weisen Knaben, von dem alten Künstler von Nürnberg! — und das keiner verspottend ihn zu richten sich vermesse, der noch kindisch darüber naserümpfen kann, daß er nicht Tizian und Correggio zu Lehrmeistern hatte, oder, daß man zu seiner Zeit so seltsam altfränkische Kleidung trug.

Denn auch um deswillen wollen die heftigen Lehrer ihn, so wie manchen andern guten Maler seines Jahrhunderts, nicht schön und edel nennen, weil sie die Ge-

sichte aller Völker, und wohl selbst die
 geistlichen Historien unserer Religion in die
 Tracht ihrer Zeiten kleiden. Allein ich denke
 dabey, wie doch ein jeder Künstler, der die
 Wesen vergangener Jahrhunderte durch seine
 Brust gehen läßt, sie mit dem Geist und
 Athem seines Alters beleben muß; und wie
 es doch billig und natürlich ist, daß die
 Schöpfungskraft des Menschen alles Fremde
 und Entfernte, und also auch selbst die himm-
 lischen Wesen, sich liebend nahe bringt, und
 in die wohlbekannten und geliebten Formen
 seiner Welt und seines Gesichtskreises
 hüllt.

Als Albrecht den Pinsel führte, da war
 der Deutsche auf dem Völkerschauplatz un-
 sers Weltrheils noch ein eigenthümlicher und
 ausgezeichneter Charakter von festem Be-
 stand; und seinen Bildern ist nicht nur in
 Gesichtsbildung und im ganzen Außern,

sondern auch im innern Geiste, dieses ernst-
 hafte, gerade und kräftige Wesen des deut-
 schen Charakters treu und deutlich einge-
 prägt. In unsern Zeiten ist dieser festbe-
 stimmte deutsche Charakter, und eben so die
 deutsche Kunst, verloren gegangen. Der
 junge Deutsche lernt die Sprachen aller Völ-
 ker Europa's, und soll prüfend und richtend
 aus dem Geiste aller Nationen Nahrung
 ziehen; — und der Schüler der Kunst wird
 belehrt, wie er den Ausdruck Raphaels, und
 die Farben der venezianischen Schule, und
 die Wahrheit der Niederländer, und das
 Zauberlicht des Correggio, alles zusammen
 nachahme, und auf diesem Wege zu al-
 les übertreffenden Vollkommenheit gelangen
 solle. — O traurige Aftorweidheit! O blind
 der Glaube des Zeitalters, daß man jede
 Art der Schönheit, und jedes Vortzügliche
 aller großen Künstler der Erde, zusammen

sehen, und durch das Betrügen, Aßes, und das Erbetteln von ihren mannigfachen, großen Gaben, ihrer aller Geist in sich vereinigen, und sie alle besiegen könne! — Die Periode der eigenen Kraft ist vorüber; man will durch ärmliches Nachahmen und Klügelndes Zusammenfügen das versagte Talent erzwingen, und kalte, geleckte, charakterlose Werke sind die Frucht. — Die deutsche Kunst war ein frommer Jüngling in den Ringmauren einer kleinen Stadt unter Blutsfreunden häuslich erzogen; — nun sie älter ist, ist sie zum allgemeinen Weltmanne geworden, der mit den kleinstädtischen Sitten zugleich sein Gefühl und sein eigenthümliches Geptäge von der Seele weggewischt hat.

Ich möchte um Alles nicht, daß der zauberhafte Correggio, oder der prächtige Paolo Veronese, oder der gewaltige Buonarrotti, eben so gemahlt hätten als Raphael. Und

eben auch stimme ich keinesweges in die Redensarten derer mit ein, welche sprechen: »Hätte Albrecht Dürer nur in Rom eine zeitlang gehauset, und die ächte Schönheit und das Idealische vom Raphael abgelernt, so wäre er ein großer Mahler geworden; man muß ihn bedauern, und sich nur wundern, wie er es in seiner Lage noch so weit gebracht hat.« Ich finde hier nichts zu bedauern, sondern freue mich, daß das Schicksal dem deutschen Boden an diesem Manne einen ächt vaterländischen Mahler gegönnt hat. Er würde nicht er selber geblieben seyn; sein Blut war kein italienisches Blut. Er war für das Idealische und die erhabene Höhe eines Raphaels nicht geboren; er hatte daran keine Lust, uns die Menschen zu zeigen, wie sie um ihn herum wirklich waren, und es ist ihm gar trefflich gelungen.

Dennoch aber fiel es mir, als ich in mei-

nen jüngern Jahren, die ersten Gemälde
 vom Michael sowohl, als von dir, mein
 geliebter Dürer, in einer herrlichen Bilder-
 gallerie sah, wunderbar in den Sinn, wie
 unter allen andern Maltern, die ich kannte,
 diese beyden eine ganz besonders nahe Ver-
 wandtschaft zu meinem Herzen hätten. Bey
 beyden gefiel es mir so sehr, daß sie so ein-
 fach und gerade, ohne die zierlichen Um-
 schweifungen anderer Malter, uns die Mensch-
 heit in voller Seele, so klar und deutlich
 vor Augen stellen. Allein ich getraute mich
 damals nicht, meine Meinung jemanden zu
 entdecken, weil ich glaubte, daß jeder mich
 verlachen würde, und wohl mußte, daß die
 Mehrsten in dem alten deutschen Malter
 nichts, als etwas sehr Steifes und Erstarrtes
 erkennen. Ich war indeß an dem Tage, da
 ich jene Bildergallerie gesehen hatte, so voll
 von diesem neuen Gedanken, daß ich damit

einschließ, und mit in der Nacht ein ent-
 zückendes Traumgefühl vorkam, welches mich
 noch fester in meinem Glauben bestärkte.
 Es dünkte mich nehmlich, als wenn ich, nach
 Mitternacht, von dem Gemäch des Schloß-
 ses, wovon ich schlief, durch die dunklen Gänge
 des Gebäudes, ganz allein mit einer Fackel
 nach der Bildergalerie züginge. Als ich an
 die Thüre kam, hörte ich bestimmte An-
 kündigung; — ich öffnete sie, — und sah
 mich sehr rasch zu dem; denn der ganze große
 Saal war von einem seltsamen Dichte ver-
 leuchtet, und es sahen sich mehrere Gemäch-
 er von ihren schändlichen Meister in lebhafter
 Gestalt da, und da über allen Dingen, wie
 ich sie in Träumen gesehen hatte. Ein
 von ihnen, den ich nicht kannte, sagte mir,
 daß sein ganze Reich von Himmel durch
 zerfallen, und nicht und über auf Erden in
 Bildersaal bey die nächstigen Gänge an.

herüber, und die noch immer geliebten
 Werke ihrer Hand betrachteten. Viele sta-
 kensche Meister erkannt ich; von Nieder-
 länden sah ich sehr wenige. Ehrsüchtvoll
 ging ich zöflichen ihnen durch; — und siehe!
 Da standen, abge sondert von allen, Raphael
 und Albrecht Dürer Hand in Hand selb-
 häftig vor meinen Augen, und sahen in
 freundlicher Ruhe schweigend ihre Besam-
 menhängenden Gemälde an. Den gött-
 lichen Raphael anzutreten hatte ich nicht den
 Muth; eine heimliche überbleibte Furcht ver-
 schloß mir die Lippen. Alß meinen Albrecht
 wollte ich leben begrüßen, und meine Liebe
 vor ihm ausstrahlen; — allein in dem Au-
 genblicke verwandelte sich wie einem Geiste Al-
 brecht vor meinen Augen, und ich verdrachte mich
 in großer Verlegenung. —
 Dieses Erdringniß hatte meinem Ge-
 müth könnige Freude gemacht, und diese ward
 hin

noch vollkommener, als ich bald nächher, in dem alten Vasari las, wie die beyden herrlichen Künstler auch bey ihren Sabjetten wirklich, ohne sich zu kennen, durch ihre Werke, Freunde gewesen, und wie die redlichen und treuen Arbeiten des alten Deutschen, vom Raphael mit Wohlgefallen angesehen wären, und er sie seiner Liebe nicht unwerth gehalten hätte.

Das aber kann ich freylich nicht verschweigen, daß mir nächher bey den Werken der beyden Mahler immer so wie in jenem Traum zu Muth war, daß ich nämlich bey denen des Albrecht Dürer wohl manchmal mich daran versuchte, ihr höchstes Verdienst jemanden zu erkennen, und über ihre Vortreflichkeiten mich in Worte auszubreiten wagte; bey den Werken Raphaels aber, immer vor der himmlischen Schönheit so überfüllt und bedrängt wurde, daß ich nicht

nicht wohl darüber reden; und noch jemanden deutlich ans einander setzen konnte, woraus mir überall das Göttliche hervorkrachte. . . .
 . . . Aber ich will jetzt meine Blicke von die-
 nicht abwenden, mein Albrecht: Vergleichung
 ist ein gefährliches Spiel des Gemüthes; auch
 die höchste Schönheit der Kunst übt auf
 dann; wie sie soll ihre volle Gewalt an
 aus, als wenn unser Auge nicht zugleich
 schwärts auf andere Schönheit blüht. . . .
 Himmel hat seine Gaben unter die großen
 Künstler der Erde so vertheilt, daß wir
 durchaus genöthiget werden, vor einem jeg-
 lichem stille zu stehen; und jeglichem seinen
 Theil an unser Verehrung zu opfern.

Nicht bloß unter italienischen Himmel,
 unter majestätischen Kuppeln und Corinthis-
 schen Säulen; — auch unter Spitzgewölben,
 kraus verzierten Gebäuden und gothischen
 Thürmen, wächst wahre Kunst hervor.

Friede sey mit deinen Gebeinen, mein
 Altracht Dürer! und möchtest du wissen, wie
 ich dich lieb habe, und hören, wie ich immer
 der heutigen, die fremden Welt, der Harold
 deines Namens bin. — Gesegnet sey mit
 deine goldne Zeit, Nürnberg! die einzige
 Zeit, da Deutschland eine eigene vaterländi-
 sche Kunst zu haben sich rühmen konnte. —
 Aber die schönen Zeitalter ziehen über die
 Erde hinweg, und verschwinden, wie glän-
 zende Wolken über das Gewölbe des Him-
 mels wegzieh'n. Sie sind vorüber, und ihrer
 wird nicht gedacht; nur wenige rufen sie
 aus innerer Liebe in ihr Gemüth zurück, aus
 bestäubten Büchern, und bleibenden Werken
 der Kunst.

Von

zwey wunderbaren Sprachen,

und

deren geheimnißvoller Kräfte.

Die Sprache der Worte ist eine große Gabe des Himmels, und es war eine ewige Wohlthat des Schöpfers, daß er die Zunge des ersten Menschen löste, damit er alle Dinge, die der Höchste um ihn her in die Welt gesetzt, und alle geistigen Bilder, die er in seine Seele gelegt hatte, nennen, und seinen Geist in dem mannigfaltigen Spiele mit diesem Reichthum von Namen üben konnte. Durch Worte herrschen wir über den ganzen Erdkreis; durch Worte erhandeln wir uns mit leichter Mühe alle Schätze der Erde. Nur das Unsichtbare, das

über uns schwebt, ziehen Worte nicht in unser Gemüth herab.

Die irdischen Dinge haben wir in unserer Hand, wenn wir ihre Namen aussprechen; — aber wenn wir die Allgüte Gottes, oder die Tugend der Heiligen nennen hören, welches doch Gegenstände sind, die unser ganzes Wesen ergreifen sollten, so wird allein unser Ohr mit leeren Schällen gefüllt, und unser Geist nicht, wie es sollte, erhoben.

Ich kenne aber zwei wunderbare Eigenschaften, durch welche der Schöpfer den Menschen vergönnt hat, die himmlischen Dinge in ganzer Macht, so viel es nämlich, (um nicht weiter zu sprechen,) sterblichen Geschöpfen möglich ist, zu fassen und zu begreifen. Sie kommen durch ganz andere Wege zu unserm Inneren, als durch die Hülf der Worte; sie bewegen auf einmal, auf eine wunderbare Weise, unser

ganzes Wesen, und dringlich sich in jede
 Nerve und jeden Blutstropfen, der uns an-
 gehört. Die eine dieser wunderbaren Spran-
 chen oder auch Gesetze dieses Berges reden auf
 wenige Ausdrücke hin auf den Menschen,
 die er zu seinen Lieblingesgeschlecht hat. Ich
 meine: die Natur und die Kunst. In
 der Geir melier fohem Jugend her, da ich
 den Gott des Menschen zuerst aus den
 alten heiligen Büchern unserer Religion ken-
 nen lernte, war mir die Natur immer das
 gründlichste und deutlichste Erklärungsbuch
 über sein Wesen und seine Eigenschaften.
 Das Säuseln in den Wipfeln des Waldes
 und das Rollen des Donners, habem mir
 geheimnißvolle Dinge, die ich erzählt, die
 ich in Worten nicht aufsetzen kann. Ein schön-
 nes Thal, von abentheuerlichen Felsengestal-
 ten umschlossen, oder ein glatter Fluß, wor-
 in gebeugte Bäume sich spiegeln, oder eine

heitere, gelbe Wiese; von dem blauen Him-
 mel beschienen, und diese Dinge haben in
 meinem inneren Gemüthe mehr wunderbare
 Regungen zuwege gebracht; haben meinen
 Geist von der Allmacht und Güte Gottes
 länger erfüllt, und meine ganze Seele weit
 mehr gereinigt und erhoben, als es je die
 Sprache des Wortes vermag. Sie ist, dünkt
 mich, ein allzuirdisches und grobes Werk-
 zeug, um das Unkörperliche, wie das Kör-
 perliche, damit zu handhaben.

Ich finde hier einen großen Anlaß, die
 Macht und Güte des Schöpfers zu preisen.
 Er hat uns, uns Menschen eine unendlich
 Menge von Dingen umhergestellt, wovon
 jedes ein anderes Wesen hat, und wovon
 wir keines verstehen und begreifen. Wir
 wissen nicht, was ein Baum ist, nicht was
 eine Wiese, nicht, was ein Fels ist, wir
 können nicht in ihrer Sprache mit ihnen

reden; wir verstehen nur uns untereinander,
 Und dennoch hat der Schöpfer in das Men-
 schenherz eine solche wunderbare Sympathie
 zu diesen Dingen gelegt, daß sie demselben,
 auf unbekanntem Wegen, Befehle, oder Ges-
 tinnungen, oder wie man es nennen mag,
 zuführen, welche wir nie durch die abgemes-
 senen Worte erlangen.

Die Weisweisen find, aus einem aufrich-
 tlichen Eifer für die Wahrheit, ihre ges-
 gangen; sie haben die Geheimnisse des Him-
 mels aufgedeckt, und unter die irdischen Dinge
 in irdische Beleuchtung stellen wollen,
 und die dunkeln Befehle von denselben
 wie Ähren Verfluchung, Irens, Rechtes, aus
 ihrer Brust verstoßen. — Mervung der Schwache
 Mensch die Geheimnisse des Himmels aufzu-
 hellen: — Bleibt, es Vermögen, aus Licht zie-
 hen zu können, was Gott mit seiner Hand,
 bedeckt? — Daß er wohl die dunkeln Ger-

fühle, welche wie verhällte Engel zu uns herniedersteigen, hochmüthig von sich weisend? — Ich ehre sie in tiefer Demuth; denn es ist große Gnade von Gott, daß er uns diese echten Zeugen der Wahrheit herabsendet. Ich faltete die Hände und betete an: — Die Kunst ist eine Sprache ganz anderer Art, als die Natur; aber auch sie ist, durch ähnliche dunkle und geheime Wege, eine wunderbare Kraft auf das Herz der Menschen thätig. Sie redet durch Bilder der Menschen, und bedient sich also einer Hieroglyphenschrift, deren Zeichen wie dem Außen nach, kennen und verstehen. Aber sie schmückt das Geistige und Unfaßliche, auf welche so rührende und bewundernswürdige Weise, in die sichtbaren Gestalten hinein, so daß nicht nur unser ganzes Wesen, und alles, was an uns ist, von Grund auf bewegt und erschüttert wird. Manche Gemälde aus der

Bildensgeschichte Christi, oder aus unsrer
 heiligen Jungfrau, oder aus der Geschichte
 der Heiligen, Haben; Ich darf es wohl sa-
 gen, mein Gemüth mehr Gesäuberet, und
 mit dem inneren Sinne tugendfertiger Gefin-
 nungen eingekloset, als Systeme der Moräl
 und geistliche Betrachtungen. Ich wente un-
 ter andern noch mit Zerkunst an ein über
 alles herrlich gemaltes Bild unsers heiligen
 Sebastian, wie er nackt an einen Baum ge-
 bunden steht, ein Engel ihm die Pfeile aus
 der Brust zieht, und ein anderer Engel vom
 Himmel einen Blumenkranz für sein Haupt
 bringt. Dieses Gemälde erblicke ich sehr
 eindringlich und hastend christliche Besin-
 nungen, und ich kann mir jess kaum dass
 selbe lebhaft vorstellen, ohne dass mir die
 Thränen in die Augen kommen. Die Lehren der Weisen setzen nur unser
 Ohren, nur die eine Hälfte unseres Selbst,

in Bewegung; aber die zwoy wunderbaren
 Sprachen, deren Kraft ich hier verkündige,
 rühren unser Sinne, sowohl als unsern Geist;
 oder vielmehr, scheinen dabey, (wie ich es
 nicht anders ausdrücken kann,) alle Thriften
 unsers (uns, mehrgeseifflichen) Moses, an ei-
 nem einzigen, neuen Orget zusammenzu-
 schmelzen, welches die himmlischen Wunder,
 auf diesem irdischen Wege, fast und be-
 greiffen. *Et nonis na ...*
 aus Dir, siße der Sprachen, welche der Schöpfer
 selber, von Ewigkeit zu Ewigkeit, sprachet:
 die ewig lebendige, unendliche Macht, die
 hat uns durch die werten Rämpen der Lüfte
 unterhalten zu des: Gottheit: hin auf. Die
 Kunst, alle, die durch künstliche Zusam-
 mensetzungen von gefärbter Erde und kühler
 Feuchtigkeit, in die menschliche Gestalt, in
 unsern engen, begrenzten Raum, durch
 ein Willendiges, stehend, nach dem, (einer)

von Schöpfung, wie sie sterblichen Wesen
 herprubringen vergönnt ward) erschließt
 uns die Schätze in der menschlichen Brust
 auf, richtet unsern Blick in unser Inneres,
 und zeigt uns das Unsichtbare, ich meine
 alles was edel, groß und göttlich ist, in
 menschlicher Gestalt.

Wenn ich aus dem Gottgeweihten Tem-
 pel unsers Klosters, von der Betrachtung
 Christi am Kreuze, ins Freie hinausstreife, und
 der Sonnenschein vom blauen Himmel mich
 warm und lebendig umfängt, und die schöne
 Landschaft mit Bergen, Gewässer und Bäu-
 men mein Auge rührt; so sehe ich eine et-
 gene Welt Gottes vor mir hervorgehen, und
 fühle auf eigene Weise große Dinge in mei-
 nem Inneren sich erheben. — Und wenn
 ich aus dem Freyen wieder in den Tempel
 trete, und das Gemählde von Christo am
 Kreuze mit Ernst und Innigkeit betrachte;

so sehe ich wiederum eine andre ganz eigene
Welt Gottes vor mit herobrgehen, und fühle
auf andre, eigene Weise sich große Dinge in
meinem Innern erheben.

Die Kunst stellt uns die höchsten menschlichen
Nähe Vollendung dar. Die Natur, so viel
davon ein sterbliches Auge sieht, gleiches ab-
gebrochenen Orakelsprüchen aus dem Munde
der Gottheit. Ist es aber erlaubt, also von
dergleichen Dingen zu reden, so möchte man
wäre nicht sagen, daß Gott nicht die ganze
Natur über die ganze Welt auf ähnliche
Art, wie wir ein Kunstwerk, ansehen möge
—

Von den Seltsamkeiten

des
alten Malers,

Piero di Cosimo,

aus der Florentinischen Schule.

Die Natur, die ewigwährende Arbeiterin, fertig mit innergeschaffenen Sätzen, Milde, Wessern, alles Geschlechter, und wirft sie in ihr irdisches Leben hinein. Wie Trübsal, Leid, dem Schmerz mischt sie ohne hinzuzusetzen die Größe, wie sie sich nur schicken mögen, auf mannigfache Weise zusammen, und überläßt ein jedes Wesen aus ihrer Hand, rennen, seiner Lust, und seiner Qual. Und eben so, wie sie manchen in den Reihen des Leblosen nachwillig, seltsame und monströse Gestalten unter die Menge wirft, so bringt sie auch unter den Menschen alle

Jahrhunderte einige Seltenheiten hervor, welche sich zwischen Tausende gewöhnlicher Art versteckt. Aber diese seltsamen Geister vergehen gleich den allergemeinsten: die wißbegierige Nachwelt sammelt aus Schriften die einzeln gekammelten Laute zusammen, die sie uns schildern sollen; allein wir gewinnen kein faßliches Bild; und lernen sie niemals völlig verstehen. Konnten doch auch die, welche sie mit Augen sahen, sie nicht völlig begreifen; ja sie begriffen sich selbst kaum. Wir können sie, wie im Grunde Alles in der Welt, nur bloß mit leiser Bewunderung betrachten.

Diese Gedanken sind bey mir vorgekommen, indem ich in den Historien der alten Mahler auf den wunderbaren Pier o di Costmo gestoßen bin. Die Natur hoch sein Inneres mit einer immer gährenden Phantasie erfüllt, und seinen Befehl mit schon

ren und dicker Gewitterwolken bezogen, so daß sein Gemüth immer in unruhiger Arbeit war, und unter ausschweifenden Bildern umhertrieb, ohne jemals sich in einfacher und heiterer Schönheit zu spiegeln. Alles an ihm war außerordentlich und ungewöhnlich; die alten Schriftsteller wissen nicht kräftige Worte genug zusammenzuführen, um uns ein von Begriff von dem Unerhörten und Ungeheuren in seinem ganzen Wesen zu geben. Und doch finden wir bei ihnen nur wenige einzelne, zum Theil sogar unerheblich scheinende Züge aufgezeichnet, welche uns den Abgrund seiner Seele keineswegs gründlich kennen lehren; noch zu einem vollendeten, harmonischen Bilde zusammenfließen; aus welchen wir aber dennoch das Lieferliegende wohl ungefähr ahnen können.

Diego di Cosimo trug schon in seiner Jugend einen lebendigen, immer beweglichen

Geist, und viele überfüllte Einbildungen in sich hegte, wodurch er sich sehr vor seinen Mitschülern auszeichnete. Seine Worte erfante sich nie, still auf einem Gedanken oder einem Bilde zu ruhend; immer zog er Schwärm von fremden, seltsamen Ideen durch seine Gehirne; und entfernte ihn aus der Gegenwart. Manchmal, wenn er bei der Arbeit saß, und dabei zugleich Etwas erzählte oder auseinandersetzte, hatte er seine immer für sich allein unbestimmte Phantasie unvermerkt auf so entgegengehende Höhen entführt; daß er auf einmal stockte, der Zusammenhang der gegenwärtigen Dinge sich vor seinem Auge verwirrte; und er alsdann seine Rede wieder voll und anheben mußte. Menschliche Gesellschaft war ihm zuwider; am besten gefiel er sich in einer trüben Einsamkeit, wo er sich gelährt seine unerschöpfenden Einbildungen verfolgen konnte.

folgte, wohnt sie ihn führten. Immer war er allein in einem verschlossenen Gemach, und führte eine ganz eigene Lebensart. Er nährete sich mit immer gleicher, einformiger Speise, die er sich selber, zu jeder Zeit des Tages, da er Lust hatte, bereiteete. Er litt nicht, daß sein Zimmer gereinigt ward; auch widersezte er sich gegen das Beschneiden der Feuchtbäume und Rebstöcke in seinem Garten; denn er wollte überall die wilde, gemeine und ungestäuberte Natur sehen, und hatte seine Lust an dem, was andern Einsatz gläubiger ist. So hatte er auch einen geheimen Reiz, bey allen Mißgeburten in der physischen Natur, bey allen monströsen Thieren und Pflanzen, lange zu verweilen; er sah sie mit unverrückter Aufmerksamkeit an, um ihre Häßlichkeit recht zu genießen; er wiederholte sich ihr Bild nachher immerfort in Gedanken; und konnte es, so widrig es

ihm auch am Ende ward, nicht aus dem Kopf bringen. Von solchen mißgeschaffenen Dingen hatte er noch und noch, mit der schärfsten Umsicht, ein ganzes Buch zusammengezeichnet. Oft auch heftete er seine Augen starr auf alte, befestigte, byzantinische Mauern, oder auf die Wolken am Himmel, und seine Einbildung ergriff aus allen solchen Spielen der Natur mancherley abentheuerliche Ideen zu wilden Schlachten mit Pfaffen, oder zu großen Gebirgslandschaften mit fremdartigen Städten. — Große Freude empfand er an einem recht heftigen Hagregen, der von den Dächern herab, pfeifelnd auf das Pflaster stürzte. — Dagegen fürchtete er sich wie ein Kind vor dem Donner, und hüllte sich, wenn ein Gewitter am Himmel tobte, eng in seinen Mantel ein, verschloß die Fenster, und kroch in einen Winkel des Hauses, bis es vorüber war. Halb verrückt

machte ihn das Schreyen kleiner Kinder, das Glockengeläut, und das Singen der Mönche. — In seinen Reden war er bunt und außerordentlich; ja, zuweilen sagte er so vorzüglich komische Sachen, daß die es hörten, sich vor Lachen nicht halten konnten. In Summa, er war so beschaffen, daß die Leute seiner Zeit ihn für einen höchst verwirrten, und benyenne wahnsinnigen Kopf ausgaben.

Sein Geist, der unaufhörlich, wie siedendes Wasser im Kessel, kochte, und Schaum und Blasen auftrieb, hatte ganz vorzügliche Gelegenheit, sich bey den Nummeren und muthwilligen Aufzügen, welche zur Zeit des Carnavals in Florenz gehalten wurden, in allerhand neuen und fremden Erfindungen zu zeigen, so daß diese Festlichkeit durch ihn erst eigentlich das ward, was sie vorher nie gewesen war. Unter allen den außerordentlichen und vielbewunderten feyerlichen Auf-

zügen aber, welche er anordnete, zeichnete sich einer so besonders und eigen aus; daß wie eine kurze Erzählung davon herlesen wollen. Die Veranstaltungen dazu waren insgeheim gemacht, und ganz Florenz ward also dadurch auf das Äußerste überrascht und erschüttert.

In der bestimmten Nacht nehmlich, indem das Volk, der ausgelassensten Freude Preis gegeben, jauchzend in den Straßen der Stadt umherschwärmte, — ward der Haufen auf einmal vor Schrecken auseinander gesprengt, und sah sich mit Bestürzung und Erstaunen um. Es näherte sich durch die dämmernde Nacht, schwer und langsam, ein schwarzer, ungeheurer Wagen, von vier schwarzen Büffeln gezogen, und mit Todtenbeinen und weißen Kreuzen bezeichnet, — und auf dem Wagen stolzierte eine mächtig-große Siegeregestalt des Todes, mit der fürchterlichen

SENSE bewaffnet, zu deren Füßen lauter
 SÄRGE auf dem Wagen herumstanden. Aber
 der langsame Zug hielt an: — und bey dem
 dumpfen Dröhnen von seltsamen Hörnern,
 deren banger, schauerlicher Ton Mark und
 Gebein durchzitterte, — und bey dem zau-
 berhaften Schein entfernter Fackeln, — stie-
 gen, — wobey alles Volk von einem stillen
 Grauen ergriffen ward, — aus den sich öff-
 nenden Särgen, langsam, weiße Gerippe
 mit halbem Leibe hervor, setzten sich auf den
 Sarg, und erfüllten die Luft mit einem fin-
 stern, hohlen Gesänge, der, von den Hör-
 nertönen durchmischt, das Blut in den Adern
 gerinnen machte. Sie sangen darin von
 den Schrecknissen des Todes, und daß alle,
 die jetzt lebendig sich anschauten, bald auch
 solche Knochengestalten seyn würden, wie sie.
 Rings um den Wagen herum, und hinter
 dem Wagen, drängte sich ein großer, ver-

worrener Troß von Todten, mit Larven gleich Todtenschädeln auf dem Haupt, schwarz behangen, mit weißen Gebeinen und weißen Kreuzen bezeichnet, und auf hageren Pferden sitzend, — und jeglicher hatte ein Gefolge von vier andern schwarzen Reitern, mit Fackeln, und einer ungeheuren schwarzen Fahne mit Todtenschädeln und Gebeinen und weißen Kreuzen bezeichnet; — auch von dem Wagen schleppten zehn große schwarze Fahnen herunter; — und während des langsam-schleichenden Zuges sang das ganze Todtenheer, mit dumpf-bebender Stimme, einen Psalm Davids ab. —

Es ist sehr merkwürdig, daß dieser unerwartete Todtenaufzug, so viel Schrecken er auch anfaangs verbreitete, doch von ganz Florenz mit dem größten Wohlgefallen betrachtet ward. Schmerzliche und widrige Empfindungen greifen mit Macht durch die

Seele, hielten sie fest, und zwingen sie gleichsam zur Theilnahme und zum Behagen; und wenn sie überdies mit einem gewissen poetischen Schwunge die Phantasie anfallen und aufregen, so können sie das Gemüth in einer hohen und begeisterten Spannung erhalten. Daneben möcht' ich auch noch sagen, daß solchen ausgezeichneten Geistern, wie dieser Piero di Cosimo war, vom Himmel eine wunderbare geheime Gewalt eingepflanzt zu seyn scheint, durch die fremden und außerordentlichen Dinge, welche sie thun, die Köpfe, auch des gemeinen großen Haufens, einzuführen: —

Obwohl Piero von seiner untüchtigen fälschlichen Phantasie unaufhörlich geneckt, unruhig gejagt und ermüdet ward; so hatte der Himmel ihm doch ein hohes Alter beschieden; ja, wie er dem achtzigsten Jahre nahe kam, ward sein Geist von immer wilderen Phant-

tastereyen verfolgt. Er qualte sich bey der großen körperlichen Schwäche, und allem Elend des Alters dennoch immer für sich allein, und wies alle Gesellschaft und mitleidige Hülfe ungestüm von sich. Dann wollte er noch arbeiten, und konnte doch nicht, weil ihm die Hände gelähmt waren und beständig zitterten; dann kam er in die äußerste Bosheit, und wollte seinen Händen Gewalt anthun; aber indem er so ergrimmt für sich murmelte, fiel ihm wieder der Mahlerstod oder gar der Pinsel auf die Erde, daß es ein Jammer anzusehen war. Er konnte sich mit dem Schatten zanken, und über eine Fliege in Born gerathen. Daß er seinem Ende nahe wäre, wollte er noch immer nicht glauben. Er redete sehr viel davon, was es für ein Elend sey, wenn eine langsame Krankheit mit tausend Martern den Körper recht nach und nach aufzehre, daß ein Bluff

träpfen nach dem andern absterbe. Er fluchte auf Ärzte, Apotheker und Krankenwärter, und beschrieb, was es fürchterlich sey, wenn einem nicht Speise, nicht Schlaf gegönnt werde, wenn man sein Testament machen müßte, wenn man die Anverwandten um das Bett herum weinen sähe. Dagegen pries er denjenigen glücklich, der auf dem Hochgericht mit einem Streich aus der Welt gehe; und was es schön wäre, vor so vielem Volk, und unter den Tröstungen und Gebeten des Priesters und den Fürbitten von Tausenden, zu den Engeln im Paradiese hinaufzusteigen. In solchen Gedanken schwärmte er unaufhörlich fort: — bis man endlich eines Morgens, ganz unerwartet, ihn unten an der Treppe in seinem Hause todt liegen fand. —

Dies sind die sonderbaren Züge von dem Geiste dieses Mahlers, welche ich dem Gio: r-

gio Vasari treulich nachgezählt habe. Was ihn als Mahler betrifft, so berichtet uns derselbe Autor von ihm, daß er am liebsten wilde Bacchanale und Orgia, fürchterliche Ungeheuer, oder sonst irgend schreckhafte Vorstellungen gemahlt habe; rühmt ihn indeß wegen des höchst mühseligen und eigensinnigen Fleißes in seinen Bildern. Wie denn derselbe Vasari, in dem Leben eines andern ebenfalls schwermüthigen Mahlers*), die Bemerkung macht, daß dergleichen tieffinnige und melancholische Geister sich oftmals durch eine besondere, eiserne Geduld und Amsigkeit im Arbeiten auszeichnen pflegten.

Dem sey nun wie ihm wolle, so kann ich nicht glauben, daß dieser Piero di Cosimo ein wahrhaft achter Künstler gewesen sey. Ich finde zwar eine gewisse Uebereinstimmung

*) Nämlich des Florentiners Giovanni Antonio Coglianti

zwischen ihm und den großen Leonardo da Vinci, (welchen jener auch in der Malerey sich zum Muster nahm;) denn beyde wurden von einem immer lebendigen, vielsinnigen Geiste umhergetrieben, — jener aber in finstre Wolkenregionen der Luft, — dieser unter die ganze wirkliche Natur und unter das ganze Gewimmel der Erde.

Der Künstlergeist soll, wie ich meyne, nur ein brauchbares Werkzeug seyn, die ganze Natur in sich zu empfangen, und, mit dem Geiste des Menschen beseelt, in schöner Verwandlung wiederzugebären. Ist er aber aus innerem Instincte, und aus überflüssiger, wilder und üppiger Kraft, ewig für sich in unruhiger Arbeit; so ist er nicht immer ein geschicktes Werkzeug, — vielmehr möchte man dann ihn selber eine Art von Kunstwerk der Schöpfung nennen.

In dem tobenden und schäumenden Meere

spiegelt sich der Himmel nicht; — der klare
Fluß ist es, worin Bäume und Felsen und
die ziehenden Wolken und alle Gestirne des
Firmamentes sich wohlgefällig beschauen. —

Wie und auf welche Weise man
 die
Werke der großen Künstler der Erde
 eigentlich betrachten,
 und
 zum Wohl seiner Seele gebrauchen sollte.

Immerfort höre ich die kindische und leicht-
 sinnige Welt klagen, daß Gott nur so we-
 nige rare große Künstler auf die Erde ge-
 setzt habe; ungeduldig starrt der gemeine
 Geist in die Zukunft, ob der Vater der Men-
 schen nicht bald einmal ein neues Geschlecht
 von hervorragenden Meistern heraufzuer-
 stehen lassen. Ich sage euch aber, es hat
 die Erde der vortrefflichen Meister nicht zu
 wenige getragen; ja es sind ihrer einige so
 beschaffen, daß ein sterbliches Wesen sein
 ganzes Leben hindurch an einem einzelnen:

zu schauen und zu begreifen hat; aber wahrlich! viel, viel zu wenige sind d'erer, welche die Werke dieser (aus edlerem Thone geformten) Wesen, innig zu verstehen; und, (was dasselbe ist,) inniglich zu verehren im Stande sind.

Widerfälle werden betrachtet als Jahrmärkte, wo man neue Waaren im Vorübergehen beurtheilt, lobt und parrhöret; und es sollen Tempel seyn, wo man in stiller und schwoigender Demuth, und in herzerhebender Einsamkeit, die großen Künstler, als die höchsten unter den Jüdischen, bewundern, und mit Verlangen, unverwandten Betrachtung ihrer Werke, in dem Sonnenglanze der entzückendsten Gedanken und Empfindungen sich erwärmen möchte.

Ich vergleiche den Genuß der edleren Kunstwerke dem Gebet. Der ist dem Himmel nicht wohlgefällig, welcher zu ihm re-

det, um nur der täglichen Pflicht entledigt zu werden, Worte ohne Gedanken herzählt, und seine Frömmigkeit prahlend nach den Augen seines Rosenkranzes abmisst. Der aber ist ein Liebling des Himmels, welcher mit demüthiger Sehnsucht auf die auserwählten Stunde wartet, da der milde himmlische Strahl freiwillig zu ihm herabfährt, die Hülle irdischer Unbedeutendheit, mit welcher gemeiniglich der sterbliche Geist überzogen ist, spaltet, und feinedleres Innere aufhüllt und auseinanderlegt; dann entleert er nieder, wendet die offene Brust in stiller Entzückung gegen den Himmelskranz, und sättiget sie mit dem ätherischen Licht; dann steht er auf, froher und wehmüthiger, volleren und leichteren Herzens, und legt seine Hand an ein großes gutes Werk. — Das ist die wahre Meinung, die ich vom Gebet hege.

Eben:so nun, meyne ich, müsse man mit

den Meisterstücken der Kunst ungehen, um sie würdiglich zum Heil seiner Seele zu nutzen. Es ist frevelhaft zu pennen, wenn jemand in einer irdischen Stunde, von dem schallenden Gelächter seiner Freunde hinwegtaumelt, um in einer nahen Kirche, aus Gewohnheit, einige Minuten mit Gott zu werden. Ein ähnlicher Frevel ist es, in einer solchen Stunde die Schwelle des Hauses zu betreten, wo die bewundernswürdigsten Schöpfungen, die von Menschenhänden hervorgebracht werden konnten, als eine stille Kundschafft von der Würde dieses Geschlechtes, für die Ewigkeit aufbewahrt werden. Harret, wie beym Gebet, auf die seligen Stunden, da die Gunst des Himmels euer Inneres mit höherer Offenbarung erleuchtet; nur dann wird eure Seele sich mit den Werken der Künstler zu einem Ganzen vereinigen. Ihre Zaubergestalten sind stumm und
ber-

verschlossen, wenn ihr sie kalt anseht; euer Herz muß sich zu erst mächtiglich anreden, wenn sie sollen zu euch sprechen, und ihre ganze Gewalt an euch versuchen können.

Kunstwerke passen in ihrer Art so wenig, als der Gedanke an Gott in den gemeinen Fortfluß des Lebens; sie gehen über das Ordentliche und Gewöhnliche hinaus, und wir müssen uns mit vollem Herzen zu ihnen erheben, um sie in unsern, von den Nebeln der Atmosphäre allzuoft getrübbten Augen, zu dem zu machen, was sie, ihrem hohen Wesen nach, sind.

Buchstaben lesen kann ein jeglicher lernen; von gelehrten Chroniken kann ein jeglicher sich die Historien vergangener Zeiten erzählen lassen, und sie wieder erzählen; auch kann ein jeglicher das Lehrgebäude einer Wissenschaft studiren, und Sätze und Wahrheiten fassen; — denn Buchstaben sind

nur dazu da, daß das Auge ihre Form erkenne; und Lehrsätze und Begebenheiten sind nur so lange ein Gegenstand unsrer Beschäftigung, als das Auge des Geistes daran arbeitet, sie zu fassen und zu erkennen; sobald sie unser eigen sind, ist die Thätigkeit unsers Geistes zu Ende, und wir weiden uns dann nur, so oft es uns behagt, an einem trägen und unfruchtbaren Ueberblick unsrer Schätze. — Nicht also bey den Werken herrlicher Künstler. Sie sind nicht darum da, daß das Auge sie sehe; sondern darum, daß man mit entgegenkommenden Herzen in sie hineingeht, und in ihnen lebe und athme. Ein köstliches Gemälde ist nicht ein Paragraph eines Lehrbuchs, den ich, wenn ich mit kurzer Mühe die Bedeutung der Worte herausgenommen habe, als eine unnütze Hülfe liegen lasse: vielmehr währt bey vortrefflichen Kunstwerken der Genuß immer, ohne Aufhören, fort.

Wir glauben immer tiefer, in sie einzudringen, und dennoch regen sie unsere Sinne immer von neuem auf, und wir sehen keine Gränze ab, da unsre Seele sie erschöpft hätte. Es flammt in ihnen ein ewig brennendes Lebensöhl, welches nie vor unsern Augen verlischt.

Mit Ungeduld fliege ich über den ersten Anblick hinweg; denn die Übertaschung des Neuen, welche manche noch immer abwechselnden Vergnügungen hüschende Geister wohl zum Hauptbedienste der Kunst erklären wollen; hat man von jeher ein nothwendiges Ubel des ersten Anschauens gehalten. Der ächte Genuß erfordert eine stille und ruhige Fassung des Gemüths, und äußert sich nicht durch Ausrufungen und Zusammenschlagen der Hände, sondern allein durch innere Bewegungen. Es ist mir ein heiliger Feiertag, an welchem ich mit Ernst und mit vorbereit-

tetem Gemüth an die Betrachtung edler Kunstwerke gehe; ich kehre oft und unaufhörlich zu ihnen zurück, sie bleiben meinem Sinne fest eingeprägt, und ich trage sie, so lange ich auf Erden wandle, in meiner Einbildungskraft, zum Trost und zur Erweckung meiner Seele, gleichsam als geistige Anwalte mit mir herum, und werde sie mit ins Grab nehmen.

Wessen feinere Nerven einmal beweglich, und für den geheimen Reiz, der in der Kunst verborgen liegt, empfänglich sind, dessen Seele wird oft da, wo ein anderer gleichgültig vorübergeht, innig gerührt; er wird des Glückes theilhaftig, in seinem Leben häufigere Anlässe zu einer heilsamen Bewegung und Aufregung seines Inneren zu finden. Ich bin mir bewußt, daß öfters, wenn ich (mit anderen Gedanken beschäftigt,) durch irgend ein schönes und großes Säulenportal

ging, die mächtigen, majestätischen Säulen, mit ihrer lieblichen Erhabenheit, unwillkürlich meine Blicke zu sich wendeten, und mein Inneres mit einer eigenen Empfindung erfüllten, daß ich mich innerlich vor ihnen beugte, und mit aufgelöstem Hützen und mit reicherer Seele weiter ging.

Das Hauptsächlichste ist, daß man nicht mit verwegennem Muth über den Geist erhabener Künstler sich hinwegzuschwingen, und auf sie herabsehend, sie zu richten sich vermeffe: ein thörigtes Unternehmen des eiteln Stolzes der Menschen: Die Kunst ist über dem Menschen: wir können die herrlichen Werke ihrer Gemeinheiten nur bewundern und verehren; und, zur Auflösung und Reinigung aller unsrer Gefühle, unser ganzes Gemüth vor ihnen aufstun.

Die Größe

des
Michel' Angelo Buonarotti.

Wohl ein jeglicher Mensch, der ein fühlendes und liebendes Herz in seiner Brust trägt, hat im Reiche der Kunst irgend einen besondern Lieblingsgegenstand; und so habe auch ich den meinigen, zu welchem mein Geist sich oft unwillkürlich, wie die Sonnenblume zur Sonne, hinwendet. Denn öfters, wenn ich in meiner Einsamkeit betrachtend da sitze, so ist es, als stände hinter mir ein guter Engel, der mir unversehens die Säbula der alten Maler von Italien, wie ein großes, fruchtreiches episches Gedicht mit einer gedrängten Schaar lebendiger Figuren, vor meinen Augen aufsteigen ließe. Immer von neuem zeigt sich mit diese herrliche Erscheinung, und

immer von neuem wird mein Blut dabey;
auf das innigste erwärmt. Es ist doch eine
köstliche Gabe, die der Himmel uns verlie-
hen hat, zu lieben und zu verehren; dieses
Gefühl schmelzt unser ganzes Wesen um,
und bringt das wahre Gold daraus zu Tage.

Mein Blut fällt diesmal auf den großen
Michel' Angelo Buonarrotti, einen
Mann, über welchen schon so mancher seine
unbehülliche Vermundung, oder seinen vor-
witzigen Hohn und Tadel vorgebracht hat.
Ich kann aber nicht mit vollerm Herzen
von ihm zu reden ansetzen, als es sein
Freund und Landmann Giorgio Vasari
in dem Eingange zu seiner Lebensbeschrei-
bung gethan hat, welcher von Wort zu
Wort also lautet:

„Während daß so viele unreiche und
vortreffliche Köpfe, nach den Vorschriften
des berühmten Giotto und seiner Nachfolger,

der Welt Proben von dem Talente zu zeigen strebten, welches durch den wohlthätigen Einfluß der Gestirne und, durch die glückliche Complexion ihrer Geisteskräfte in ihrem Innern erzeugt war, und sich alle beeiferten, durch die Vortrefflichkeit der Kunst die Herrlichkeit der Natur nachzuahmen, um so viel möglich den höchsten Gipfel der Wissenschaft, welchen man wohl ausschließlich „Erkenntniß“ nennen mag, zu erreichen, obwohl all ihre Ringen vergeblich war; — unterdessen wandte der gütige Regierer aller Dinge sein Auge gnädiglich auf die Erde hin, und indem er nun wahrnahm all die eitle Anstrengung so unendlich vieler nutzloser Versuche, die unablässig heisse Lernbegier ohne die geringsten Früchte, und die eingebildeten Meinungen der Menschen, so entfernt von der Wahrheit, als Finsterniß vom Lichte, da beschloß er, uns uns von solchen Irthü-

men zu reifen, einen Geist auf der Erde
 herabzuschicken, welcher durchaus, in jeg-
 lichem Theile aller Kunst, durch eigene Kraft
 sollte Meister werden. Er sollte der Welt
 ein Vorbild aufstellen, was Vollkommenheit
 sey in der Kunst des Zeichnens, der Umrisse,
 und der Lichter und Schatten, (welcher den
 Bildern die Ründung geben,) und wie man
 als Bildhauer mit Einsticht arbeiten müsse,
 und auf welche Weise man Gebäuden Ge-
 stalt, Bequemlichkeit, schöne Verhältnisse,
 Annehmlichkeit und Reichthum an allerley
 Herrathen der Baukunst zu geben habe.
 Überdas aber wolte der Himmel ihm die
 wahre Tugendweisheit zur Begleitung, und
 die süße Kunst der Mufen zur Zierde geben,
 auf das die Welt ihn vor allen bewundern
 und erwählen sollte zum Spiegel und Mu-
 ster im Leben, in Werken, in Heiligkeit der
 Sitten, ja in allem irdischen Wandel, und

er von uns vielmehr für ein himmlisches Wesen als für ein irdisches gehalten werden möchte. Und weil Gott sah, daß in jenen besondern Künsten, nemlich der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, als in Dingen von so vieler Umsicht und Übung, die Eingebornen des Toscanischen Gebietes seit jeher unter allen sich vornehmlich hervorgethan haben und meisterlich geworden sind, (denn sie sind zu Anstrengung und eifriger Geistesarbeit jeder Art, vor allen andern Nationen Italiens vorzüglich genigt;) — so wollte er, ihm Florenz als die würdigste Stadt vor allen zur Heimath anweisen, damit die verdiente Krone aller Tugenden ihm von einem Mitbürger aufs Haupt gesetzt werden könnte.

Mit solcher Verehrung redet der alte Vasari von dem großen Michel. Angelo, und drängt am Ende seine allgemeine Bewund-

rung, auf eine schöne und menschliche Weise, in ein herzliches patriotisches Gefühl zusammen, und freut sich inniglich, daß dieser Mann, den er wie ein Hercules unter den Helden der Kunst verehrt, mit ihm denselben kleinen Raum der Erde zur Heimath gehabt hat. Er beschreibt das Leben des Buonarrotti am aller ausführlichsten, und thut oft recht gutmüthig stolz darauf, daß er seiner vertrautesten Freundschaft genossen.

Doch wir wollen uns nicht an dem bloßen Anstaunen dieses großen Mannes begnügen, sondern vielmehr in seinen inneren Geist hineingehen, uns in den eigenthümlichen Charakter seiner Werke hineinschmiegen. Es ist nicht genug, ein Kunstwerk zu loben: »es ist schön und vorzüglich.« denn diese allgemeinen Redensarten gelten auch von den verschiedenartigsten Werken; — wir müssen uns jedem großen Künstler hingeben, mit

seinen Organen die Dinge der Natur anschauen und ergreifen, und in seiner Seele sprechen können: »Das Werk ist in seiner Art richtig und wahr.«

Die Malerei ist eine Poesie mit Bildern der Menschen. So wie nun die Poeten ihre Gegenstände mit ganz verschiedenen Empfindungen beseelen, je nachdem ihnen vom Schöpfer ein verschiedener Geist eingehaucht ist; so auch in der Malerei. Einige Dichter beleben ihr ganzes Werk innerlich mit einer stillen und geheimen poetischen Seele; bey andern aber bricht die überfließende, üppige dichterische Kraft in jedem Momente der Darstellung hervor.

Dies ist dieselbe Verschiedenheit, welche ich zwischen dem göttlichen Raphael und dem großen Buonarotti finde: eben möchte ich den Maler des neuen, diesen des alten Testaments nennen; denn auf eben, — ich

wage den kühnen Gedanken auszusprechen, — ruhet der stille göttliche Geist Christi, — auf diesem, der Geist der inspirirten Propheten, des Moses und die übrigen Dichter des Morgenlandes. Hier ist nichts zu loben und zu tadeln, sondern ein jeglicher ist was er ist.

So wie die inspirirten Orientalischen Dichter, von der inwohnenden, mit Gewalt sich regenden himmlischen Kraft, zu außerordentlichen Phantasieen getrieben wurden, und aus innerlichem Drange die Worte und Ausdrücke der irdischen Sprache durch lauter feurige Bilder gleichsam in die Höhe zwangen; so ergriff auch die Seele des Michel Angelo immer mit Macht das Außerordentliche und Uageheure, und drückte in seinen Figuren eine angespannte, übermenschliche Kraft aus. Er versuchte sich gern an erhabenen, fruchtbaren Gegenständen; er wagte

in seinen Bildern die kühnsten und wildesten
 Stellungen und Gebärden; er drängte Mus-
 keln auf Muskeln, und wollte in jede Pore
 seiner Figuren die hohe poetische Kraft stem-
 peln, wobon er erfüllt war. Er ergründete
 das innerliche Erlebnis der Menschenma-
 schiene bis in die verborgensten Wirkungen;
 er spürte die härtesten Schwierigkeiten in
 der Mechanik des menschlichen Körpers auf,
 um sie zu bekämpfen, und um die üppige
 Fülle seiner Geisteskraft auch in den körper-
 lichen Theilen der Kunst auszulassen und zu
 befriedigen: — grade so wie Dichter, in de-
 nen ein nicht zu löschendes mythisches Feuer
 brennt, sich an großen und ungeheuren
 Ideen nicht genügen, sondern vornehmlich
 auch in dem sichtbaren, sinnlichen Werkzeuge
 ihrer Kunst, in Ausdruck und Worten, ihre
 Kühn und wilde Stärke abzurufen stre-
 ben. Die Wirkung ist, an beiden Orten,

groß und herrlich; der innere Geist des Ganzen leuchtet dann auch aus jedem der einzelnen äußeren Theile hervor. —

Also erscheint mir der vielbeurtheilte Buonarrotti, und wer ihn in dieser Gestalt, unter den alten Malern ins Auge faßt, der mag wohl mit Staunen und Bewunderung fragen: Wer malte vor ihm, wo er? Woher nahm er die ganz neue Größe, von welcher vorher kein Auge jemals wagte? Und wer hat ihn auf die vorher unbekanntem Wege gebracht?

Es ist in der Welt der Künstler gar kein höheres, der Anbetung würdigerer Gegenstand, als: — ein ursprünglich Original! — Mit ämsigem Fleiße, treuer Nachahmung, klugem Urtheil zu arbeiten, — ist menschlich; — aber das ganze Wesen des Kunst mit einem ganz neuen Auge zu durchblenden.

es gleichsam mit einer ganz neuen Hand-
habe zu erfassen, — ist göttlich.

Indessen ist es das Schicksal der Originale, wie elende Schaar von Nachbetern hervorzubringen, und Michel, Angelo weis-
sagte dies von sich selber, wie es nochmals
zutraf. Ein Original schwingt sich mit ei-
nem kühnen Sprunge auf einmal bis an die
Gränze des Kunstgebiets, steht kühn und
fest da, und zeigt das Außerordentliche und
Wundervolle. Es giebt aber für den blöden
Geist des Menschen fast nichts Außerordent-
liches und Wundervolles, an dessen Gränze
nicht ganz nahe Thorheit und Abgeschmack-
heit läge. Die jämmerlichen Nachbeter, de-
nen die eigene Kraft zum festen Stande
mangelt, irren blind umher, und was sie
nachbilden, ist, wenn es mehr als schwarzes
Schattenbild seyn soll, verzerrte Ubertrei-
bung.

Die

Die Zeit des Michel' Angelo, die Anfangs-Epoche der italienischen Malererey, ist überhaupt allein das Zeitalter der Maleroriginalen. Wer malte vor Correggio, wie Correggio? vor Raphael, wie Raphael? — Allein es ist, als wenn die allzufreugebige Natur in dieser Zeit sich an Kunstgenie arm geschenkt hätte; denn die besten späteren Meister, bis auf die neuesten Zeiten, haben fast alle kein anders Ziel gehabt, als irgend einen der ersten Ur- und Normalkünstler, oder auch gar mehrere zusammen, nachzuahmen, und sind auch nicht leicht auf andre Weise groß geworden, als indem sie vortrefflich nachgeahmt haben. Selbst der hohe und wohlverdiente Ruhm, welchen die Reformatorschule der Caracci sich erworben hat, ist auf kein anderes Verdienst gegründet, als daß sie die in Verfall gerathene Nachahmung jener alten Ahnherren, durch

würdige Beispiele wieder in die Höhe brachte:
Und wen ahmten jene Ahnherren selber, nach?
Sie schöpften die ganze neue Herrlichkeit aus
sich selber.

B r i e f

eines

jungen deutschen Malers

in Rom

an seinen Freund in Nürnberg.

Theurer Bruder und Genosse,

Lange ist es schon, ich weiß es wohl, daß ich Dir nicht geschrieben habe, so oft ich auch mit inniger Liebe an Dich dachte; denn es giebt Stunden im Leben, in denen den beflügelten Gedanken alles Außers zu langsam von Statten geht, wo die Seele sich selbst mit Vorstellungen abarbeitet, und eben deswegen äußerlich nichts geschieht. Eine solche Epoche habe ich jetzt erlebt, und nun, da ich innerlich wieder etwas zur Ruhe bin, nehme ich auch sogleich die Feder, um Dir, geliebter Sebastian, meinem werthesten Ju-

M a

gendsfreunde, zu berichten, wie es mir er-
gangen, und was sich mit mir zugetragen
hat.

Soll ich Dir weitläufig schreiben, wie
das gelobte Land Italia beschaffen sey, und
mich in unzusammenhängende Bewunderun-
gen ergießen? Es finden da keine Worte
ihren rechten Platz, denn wie mag ich, der
Sprache so ganz unkundig, Dir den hellen
Himmel, die weiten paradiesischen Ausrich-
ten, durch die erquickende Luft spielend
ziehet, würdig darstellen? Weiß ich doch
kaum in meinem eigenthümlichen Handwerke
Farben und Striche aufzufinden, um das,
was ich innerlich sehe und fasse, auf die
Leinwand hinzuzzeichnen.

So verschieden aber auch alles hier seyn
mag, was Himmel und Erde betrifft, so läßt
es sich doch noch eher ahnden und glauben,
als dasjenige, was ich Dir von der Kunst

zu sagen habe. Ihr mögt da in Deutschland fleißig zusammen mahlen, lieber Sebastian, Du und unser überaus theurer Lehrer Albrecht Dürer; aber wenn ihr hieher plötzlich verschlagen würdet, so würdet ihr wahrlich wie zwey Gestorbene seyn, die sich im Himmel noch nicht zurecht zu finden wissen. Da seh' ich in Gedanken den künstlichen Meister Albrecht auf seinem Schemel sitzen, und mit einer kindischen, fast rührenden Umsichtigkeit an einem feinen Stückchen Holze schnitzeln, wie er die Erfindung und Ausführung wohl überlegt, und das angefangene Kunststück zu wiederholten Mahlen betrachtet; ich sehe seine weite ausgetäfelte Stube und die runden Scheiben, und Dich mit dem unermüdlischen getreuen Fleiße vor einer Kopen, und wie die jüngern Schüler ab- und zugehen, und der alte Meister Dürer manches kluge und manches lustige Wort

fallen läßt; dann sehe ich unsre Hausfrau hereintreten, oder den wohlberedten Willibald Pirckheimer, der die Gemählde und Zeichnungen betrachtet, und mit Albrecht einen lebhaften Disput anfängt; — und wenn ich mir dies alles eigentlich in meinen Gedanken vorstelle, so kann ich ordentlich nicht recht begreifen, wie ich hieher gekommen bin, und wie hier alles so anders ist.

Erinnerst Du Dich noch der Zeit, als wir zuerst bey unserm Meister in die Lehre gegeben wurden, und wir es gar nicht begreifen konnten, daß aus den Farben, die wir lieben, ein Gesicht oder ein Baum hervorgehen sollte? Mit welchem Erstaunen betrachteten wir dann den Meister Albrecht, der immer alles so wohl anzuwenden wußte, und nie über die Ausführung seiner größten Sachen in Verlegenheit kam! Ich war oft wie im Traum, wenn ich aus der Mählere

stube ging, um ihm Wein oder Brot einzukaufen, und ich meynete sogar in manchen Stunden, wenn alle die übrigen unklüftlichen Menschen, Handwerker oder Bauern, an mir vorübergingen, er müsse wohl gar ein Zauberer seyn, daß sich das Leblose so auf seinen Ruf zurechtfinde, und gleichsam lebendig werde.

Aber was würde ich erst gesagt oder gefühlt haben, hätte man mir damals die verklärten Angesichter Raphaels vor die kindischen Augen gehalten? Ach, lieber Sebastian, wenn ich sie verstanden hätte, so wäre ich gewiß in meine Kniee gesunken, und hätte meine ganze junge Seele in Andacht, Thränen und Anbetung aufgelöst; denn bey unserm großen Dürer findet man doch noch das Irdische heraus, man begreift es doch, wie ein künstlicher und wohlgeübter Mann auf diese Gesichter und Erfindungen verfal-

len konnte; — wenn wir recht mit den Augen in das Gemählde einwurzeln, so können wir fast die gefährten Figuren wieder vertreiben, und das leere, einfache Bret darunter entdecken: — aber bey diesem Meister, mein Theurer, ist alles so wunderbar eingerichtet, daß Du ganz vergiffest, daß es Farben und eine Mahlerkunst giebt, und Dich nur innerlich vor den himmlischen, und doch so herz-menschlichen Gestalten mit der wärmsten Liebe demüthigst, und ihnen Dein Herz und Deine Seele zuignest. — Glaube nicht, daß ich aus jugendlichen Eifer übertreibe; Du kannst es Dir nicht vorstellen und nicht fassen, wenn Du nicht selber kommst und siehst.

Überhaupt, lieber Sebastian, ist diese Erde durch die Kunst ein gar herrlicher und lieblicher Aufenthalt; ich habe es erst jetzt empfunden, wie ein unsichtbares Wesen in

unserm Herzen wohnt, das allgewaltig von den großen Kunstwerken angezogen wird. — Und wenn ich Dir alles gestehen soll, mein theurer Jugendfreund, (wie ich es denn muß, denn ich fühle mich mit Gewalt dazu hingezogen), so liebe ich jetzt ein Mädchen, die meinem Herzen über alles geht, und ich werde von ihr wieder geliebt. Mein Sinn taumelt also in einem ewigen Frühlingsglanze umher, und ich möchte in manchen Stunden des Entzückens sagen, daß die Welt und die Sonne des Himmels ihren Glanz von mir erborgten, wenn es nicht zu frech wäre, seine Freude auf diese Art aussprechen zu wollen. Mit inniger Rührung habe ich seit lange ihre Züge in den besten Gemälden aufgesucht, und sie immer bey meinen liebsten Meistern gefunden. Ich bin mit ihr verlobt, und in wenigen Tagen werden wir unsre Hochzeit feiern; Du siehst also, daß ich nicht

Lust habe nach unserm Deutschlande zurückzukehren; ich hoffe Dich aber bald hier in Rom zu umarmen.

Beschreiben kann ich Dir es nicht, wie Mariens Herz immer um das Wohl meiner Seele besorgt war, als sie hörte, daß auch ich der neuen Lehre zugethan sey. Sie bat mich oft inbrünstig, zum alten, wahren Glauben zurückzukehren, und ihre liebevollen Reden brachten oft meine ganze Phantasie, und alles, was ich für meine Überzeugungen hielt, in Unordnung. — Von dem, was ich Dir nun schreiben werde, sage nichts unserm vielgeliebten Meister Dürer; denn ich weiß, daß es nur sein Herz kränken würde, und es könnte doch weder mir noch ihm weiter nützen.

Ich ging neulich in die Rotonda, weil ein großes Fest war, und eine prächtige lateinische Musik sollte aufgeführt werden, oder

eigentlich anfangs nur um meine Geliebte dort unter der betenden Menge wieder zu sehen, und mich an ihrer himmlischen Andacht zu bessern. Der herrliche Tempel, die wimmelnde Menge Volks, die nach und nach hereindrang, und mich immer enger umgab, die glänzenden Vorbereitungen, das alles stimmte mein Gemüth zu einer wunderbaren Aufmerksamkeit. Mir war sehr feyerlich zu Muth, und wenn ich auch, wie es einem bey solchen Getümmel zu gehen pflegt, nichts deutlich und hell dachte, so wühlte es doch auf eine so seltsame Art in meinem Innern, als wenn auch in mir selber etwas Besonderes vorgehen sollte. Auf einmal ward alles stiller; und über uns hub die allmächtige Musik, in langsamen, vollen, gedehnten Tönen an, als wenn ein unsichtbarer Wind über unsern Häuptern wehte: sie wälzte sich in immer größeren Worten fort, wie ein

Meer, und die Töne zogen meine Seele ganz aus ihrem Körper heraus. Mein Herz klopfte, und ich fühlte eine mächtige Sehnsucht nach etwas Großem und Erhabenem, was ich umfassen könnte. Der volle lateinische Gesang, der sich steigend und fallend durch die schwellenden Töne der Musik durchdrängte, gleich wie Schiffe, die durch Wellen des Meeres segeln, hob mein Gemüth immer höher empor. Und indem die Musik auf diese Weise mein ganzes Wesen durchdrungen hatte, und alle meine Adern durchlief, — da hob ich meinen in mich gekehrten Blick, und sah um mich her, — und der ganze Tempel ward lebendig vor meinen Augen, so trunken hatte mich die Musik gemacht. In dem Moment hörte sie auf, ein Pater trat vor den Hochaltar, erhob mit einer begeisterten Gebärde die Hostie, und zeigte sie allem Volke, — und alles

Volk sank in die Kniee, und Posaunen, und
 ich weiß selbst nicht was für allmächtige
 Töne, schmetterten und dröhnten eine erha-
 bene Andacht durch alles Geben. Alles,
 dicht um mich herum, sank nieder, und eine
 geheime, wunderbare Macht zog auch mich
 unwiderstehlich zu Boden, und ich hätte mich
 mit aller Gewalt nicht aufrecht erhalten kön-
 nen. Und wie ich nun mit gebeugtem Haupte
 kniete, und mein Herz in der Brust flog,
 da hob eine unbekante Macht meinen Blick
 wieder; ich sah um mich her, und es kam
 mir ganz deutlich vor, als wenn alle die
 Katholiken, Männer und Weiber, die auf
 den Knieen lagen, und, den Blick bald in
 sich gekehrt, bald auf den Himmel gerichtet,
 sich inbrünstig kreuzten, und sich vor die
 Brust schlugen und die betenden Lippen rühr-
 ten, als wenn alle um meiner Seelen Sel-
 ligkeit zu dem Vater im Himmel beteten,

als wenn alle die Hunderte um mich herum um den einen Verlorenen in ihrer Mitte steheten, und mich in ihrer stillen Andacht mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihrem Glauben hinüberzögen. Da sah ich sitwärts nach Marien hin, ihr Blick begegnete dem meinigen, und ich sah eine große, heilige Thräne aus ihrem blauen Auge dringen. Ich wußte nicht wie mir war, ich konnte ihren Blick nicht aushalten, ich wandte den Kopf seitwärts, mein Auge traf auf einen Altar, und ein Gemälde Christi am Kreuze sah mich mit unaussprechlicher Wehmuth an, — und die mächtigen Säulen des Tempels erhoben sich anbetungswürdig, wie Apostel und Heilige, vor meinen Augen, und schauten mit ihren Kapitälern voll Hoheit auf mich herab, — und das unendliche Kuppelgewölbe beugte sich wie der allumfassende Himmel

über mir her, und segnete meine frommen Entschlüsse ein.

Ich konnte nach der geendigten Feierlichkeit den Tempel nicht verlassen; ich warf mich in einer Ecke nieder und weinte, und ging dann mit zerknirschem Herzen vor allen Heiligen, vor allen Gemälden vorüber, und es war mir, als dürste ich sie nun erst recht betrachten und verehren.

Ich konnte der Gewalt in mir nicht widerstehen: — ich bin nun, theurer Sebastian, zu jenem Glauben hinübergetreten, und ich fühle mein Herz froh und leicht. Die Kunst hat mich allmächtig hinübergezogen, und ich darf wohl sagen, daß ich nun erst die Kunst so recht verstehe und innerlich fasse. Kannst Du es nennen, was mich so verwandelt, was wie mit Engelsstimmen in meine Seele hineingeredet hat, so gib ihm einen Namen, und belehre mich über mich

selbst; ich folge bloß meinem innerlichen Geiste, meinem Blute, von dem mir jetzt jeder Tropfen geläuterter vorkommt.

Ah! glaubte ich denn nicht schon ehemals die heiligen Geschichten und die Wunderwerke, die uns unbegreiflich scheinen? Kannst Du ein hohes Bild recht verstehen, und mit heiliger Andacht es betrachten, ohne in diesem Momente die Darstellung zu glauben? Und was ist es denn nun mehr, wenn diese Poesie der göttlichen Kunst bey mir länger wirkt?

Dein Herz wird sich dem meinigen gewiß nicht abwenden, das ist nicht möglich, Sebastian, und so laß uns denn zu demselben Gotte beten, daß er unser Gemüth hinführe immer mehr erleuchte, und die wahre Frömmigkeit auf uns herniedergieße: nicht wahr, Freund meiner Jugend, das übrige soll und kann uns nicht trennen?

Lebe

Lebe recht wohl, und grüße herzlich unsern Meister. Wenn Du auch nicht meiner Meinung bist, wird Dir dieser Brief doch gewiß Freude machen, denn Du erfährst daß ich glücklich bin.

Die Bildnisse der Mahler.

Die Muse tritt mit einem jungen Künstler
in den Gemähldeaal.

Die Muse.

Wandle hier mit stillem, heiterm Ernste,
Freundlich beygefellt den großen Meistern,
Die mit Liebe deinen Busen füllen:
Ruhe hier, nach ihren theuren Werken,
Im Beschauen ihrer Häupter aus.

Der Jüngling.

Wie fühl' ich mich hingezogen!
Wie pocht mein Herz
Den süßen, labenden Blicken entgegen!
Ach! wie demüthigt ihr mich,
Daß ihr alle so ernst nach mir,
Wie nach einem Mittelpunkte schaut.
Wie fühl' ich mich verwandt zu euch,
Und wie unferndet!

Kühn möcht' ich jetzt den Pinsel fassen,
 Und herrliche, große Gestalten
 Mit fester Hand, mit dreiften Farben zeichnen: —
 Und dennoch wag' ich's kaum
 Den großen Ahnherrn hier ins Angesicht zu blicken.
 Wie unter Geistern bin ich festgebannt, —
 Und wunderbare Lichter' fallen
 Von allen Bildern hier
 In meinen dämmernden, abhangabollen Sinn. —
 Wie nannte sich dieser Greis,
 Der mit freundlichen Blicken
 Gedankenschwer in seiner eignen Größe saß?

Die Muse.

Diese theuren langen Silberhaare,
 Die so schön ins Haar des Bartes fallen,
 Zierken einst den alten weisen Maler
 Aus Toscana, meinen Leonardo,
 Der die große Schule dort gegründet.

Der Jüngling.

Sepriesen sey die Hand, die uns dies theure Haupt.
 In ärmlicher Arbeit aufbewahrt.

Er ist's! Ich seh' ihn, wie er stund,
 Und freundlich in die große weite Natur schaut,
 Und wie er rasselnd wieder
 Nach neuer Erkenntniß trachtet. —
 Doch wer ist dieser Mann,
 In Blick und Stellung ihm fast ähnlich,
 Doch erst, und tiefer in sich selbst verschlossen?

Die Muse.

Albrecht Dürer, der sich mir ergeben,
 Heilig betend sich an mich gedrängt,
 Als im fernem wüsten Norden keiner,
 Mich und meine Kunst gedächet: fromm und
 Einfach war sein Wandel, Kindern ähnlich.
 Wie er selbst, sind alle seine Bilder.

Der Jüngling.

Ja, ich erkenne den stillen Fleiß,
 Die heilige Demuth des Hochgelobten,
 Die ignore Arbeit des thätigen Geistes. —
 Doch deute mir den Namen dieses,

Vor dessen wildem Blick ich heimlich im Innern
Zusammenschandre, wenn ihn mein Auge trifft!

Die Muse.

Dieser ist der Stolz des Vaterlandes,
Schönstes Kleinod von Toscana, — Staunen
Seiner Nachwelt: sieh' die Kraft des großen
Michel' Angelo Buonarrotti.

Der Jüngling.

Hal der Gewaltige, stark wie ein Löwe!
Der mit Erhabenheiten, mit dem Grausen spielte. —
Aber die Sehnsucht drängt mich fern und ferner, —
Rastlos irr' ich mit meinem Blick umher,
Und immer sind' ich nicht was ich suche,
Keine Stirn ist edel und so begeistert,
Kein Auge ernst genug und tief erforschend: —
Abseits und einsam, mit langem Barte,
Wunderbarem Heiligenschein um graue Locken,
Hängt vielleicht der göttliche Raphael.

Die Muse,

Dieser Jüngling hier war Raphael.

Der Jüngling.

Dieser Jüngling? — Unerforschlich, Gott!
 Sind deine Wege,
 Unerforschlich die tiefen Wunder der Kunst!
 Dieses heitre, unbefangne Auge
 Sah auf selbsterhoffne Christusbilder,
 Madonnen, Heilige und Apostel,
 Und alte Weisen, und wilde Schlachten! —
 Ach! er scheint nicht älter als ich selber.
 Über kleine frohe Spiele scheint er sinnend,
 Und das Sinnen wieder scheint ihm Spiel.
 Wie ich mich ihm so nah, ach! so vertraulich fühle!
 Wie kein Ernst, kein hoher Greisesspott
 Mich armen rückwärts hält, — wie ich ihm an die
 Brust
 Mit Weinen sinken möchte, und in Freude vergehn!
 Ach! er würde mich gern in seine Arme nehmen,
 Und freundlich mich über meine Bewunderung,
 Über mein Glück zu trösten suchen. —

Nein, ich löse den Thränen ihren Lauf; —

In der schönsten Bildung hat sich in dir

Die himmlische Kunst den Menschenkindern offen

bart. —

Die Mahlerchronik.

Als ich in meiner Jugend mit unruhigem Geiste hier und dort umherzog, und überall begierig aufschaute, wo von Kunstfachen etwas zu sehen war, befand ich mich auch einmal auf einem fremden gräflichen Schlosse, wo ich drey Tage lang mich an den vielen Gemälden nicht satt sehen konnte. Ich wollte sie alle auswendig lernen, und erhitzte mein Blut dabey so sehr, daß mir die tausend mannigfaltigen Bilder den Kopf ganz verwirrten. Am dritten Tage kam ein alter Mann, ein reisender italienischer Pater im Schlosse an, dessen Namen ich bis auf diese Stunde nicht erfahren habe; auch habe ich seit dem Tage nie wieder von ihm gehört. Er war ein grundgelehrter Mann, und hatte so viel Dinge in seinem Kopfe, daß ich er-

staunen mußte; im Außern glich er einem Weltweisen aus dem sechszehnten Jahrhundert. Obwohl ich nun noch so jung war, ließ er sich doch gar freundlich ins Gespräch mit mir ein, (denn er mußte irgend etwas, das ihm gefiel, an mir finden,) und ging mit mir den ganzen Tag in den Bildersälen umher.

Da er meinen großen Eifer in Betrachtung der Gemälde wahrnahm, fragte er mich: Ob ich denn auch die Meister zu nennen wußte, welche dieses und jenes Stück gemacht hätten? Ich antwortete, daß ich die berühmtesten wohl kenne. Darauf fragte er mich wieder: Ob ich denn nicht mehr von ihnen wußte, als die Namen? Wie er merkte, daß ich wirklich nicht viel mehr wußte, nahm er das Wort, und sprach zu mir:

«Du hast bisher die schönen Bilder an-

gestaunt, mein lieber Sohn, als wären es Wunderwerke, vom Himmel auf die Erde heruntergefallen. Aber bedenke, daß dies Alles Werk von Menschenhänden ist, — daß manche Künstler schon in Deinen Jahren ganz vortreffliche Sachen zu Stande brachten. Was meynst Du nun? Solltest Du nicht Lust empfinden, von den Männern, welche sich in der Malerey hervorgethan haben, etwas mehreres zu erfahren? Es giebt uns wundbare Gedanken ein, wenn wir betrachten, wie ihre Werke in immer gleicher ewiger Herrlichkeit glänzen; die Schöpfer dieser Werke aber, im Leben und Sterben, Menschen wie wir andre gewesen sind, in denen nur, so lange sie lebten, ein besondres himmlisches Feuer brannte. Dergleichen Betrachtungen versetzen uns in eine wehmüthige und träumerische Stimmung, in welcher immer allerhand gute Ideen uns vorüberziehen pflegen. «

Ich erinnere mich der Worte des lieben, redseligen alten Mannes noch sehr genau, und mit dem herzlichsten Vergnügen; drum will ich noch mehr davon aufzuzeichnen suchen.

Er fuhr, wie er sah, daß ich still und begierig zuhörte, ungefähr also fort:

» Ich habe mit Freude bemerkt, mein Sohn, daß Dein Gemüth sehr zu dem vor-
trefflichen Raphael hingängt. Wenn Du nun vor einem recht herrlichen Bilde seiner Hände da stehst, jeden seiner Pinselstriche mit Ehrfurcht betrachtest, und denkst: Hätt' ich den heiligen Mann doch im Leben gesehen! wie hätt' ich ihn anbeten wollen! — und nun hörtest Du dabey die alten Lebens-
beschreiber der Mahler folgendermaßen von ihm erzählen: — Dieser Raphael Sanzio war das einzige Kind seiner Altern; herzlich liebte ihn der Vater, und wollte ausdrück-

lich, daß ihn die Mutter mit eigener Milch groß säugte, damit er nicht unter die gemeinen Leute käme; und da er heran wuchs, half er als ein zarter Knabe dem Vater bey der Arbeit, und der Vater war froh, daß er seine Sachen so gut machte; um ihn aber was rechtens lernen zu lassen, nahm er Abrede mit Meister Pietro von Perugia, daß er ihn in die Lehre nähme, und führte ihn selber mit großen Freuden nach Perugia hin, wo Pietro den Knaben gar freundlich aufnahm; aber die Mutter hatte bey dem Abschied viel Thränen vergossen, und konnte sich kaum vor dem Kinde losreißen, denn auch sie liebte es herzlich: — — sage mir, wie wird Dir zu Muth, wenn Du das anhörst? Ist Dir nicht lieblich und wohl dabey, diese Dinge zu vernehmen? — — Und dies war eben derselbe Mensch, der nach kurzen sieben und dreyßig Jahren, von aller

Welt betrauert, kalt und bleich im Sarge lag. — Der Leichnam lag in seinem Arbeitszimmer, und ein köstliches Leichengedicht, das göttliche Gemälde von der Transfiguration, stand neben dem Sarge auf der Staffelei. — Dies Gemälde, worin wie noch jetzt das Elend der Erde, den Trost edler Männer, und die Glorie des Himmelreichs in so herrlicher Vereinigung dargestellt sehn, — und der Meister, von dem es erdacht und ausgeführt war, kalt und bleich daneben. « —

Mich reizten diese Sachen außerordentlich, und ich bat den fremden Mann, mir noch mehr von Raphael zu erzählen.

« Das schönste, was ich Dir von ihm sagen kann, » antwortete er, » ist, daß er als Mensch eben so edel und liebenswürdig war, wie als Künstler. Er hatte nichts von dem Finstern und stolzen Wesen anderer Künstler,

welche manohmal mit Fleiß allerhand Seltsamkeiten annehmen; sein ganzes Leben und Weben auf Erden war einfach, sanft und heiter, wie ein fließender Bach. Seine Gefälligkeit ging so weit, daß wenn fremde, auch ganz unbekannte Mahler ihn um Zeichnungen von seiner Hand ersuchten, er seine Arbeit liegen ließ, und sie zuerst befriedigte. So half er sehr vielen aus, und belehrte sie wie ein Vater, höchst liebevoll. Seine Vortrefflichkeit in der Kunst versammelte eine Menge Mahler um ihn her, die sich beiferten seine Schüler zu seyn, obwohl sie den Lehrjahren selber zum Theil schon entwachsen waren. Sie begleiteten ihn, wenn er an den Hof ging, aus seinem Hause, und machten ein großes Gefolge aus. So viele Mahler von verschiedenen Sinnen aber hätten gewiß nicht ohne Uneinigkeit und Zwietracht mit einander gelebt, hätte nicht der

Geist ihres großen Meisters auf eine zauberhafte Weise sie wie eine Sonne des Friedens beschienen, und alle Flecken von ihrer Seele getilgt. So wurden sie von seinem Geiste, wie von seinem Pinsel besiegt. — Noch findet sich in dem Leben Raphaels eine schöne Wundergeschichte, und das ist diese. Er malte einen vortrefflichen Kreuztragenden Christus mit vielen Figuren, welcher für ein Kloster in Palermo bestimmt war. Aber das Schiff, worin das Bild hingebbracht werden sollte, lieh heftigen Sturm und Schiffbruch; Menschen und Waaren gingen zu Grunde; — nur dies Gemälde, — es war eine besondere Fügung der Vorsehung, — dies Gemälde ward von freundlichen Wellen bis in den Hafen von Genua getragen, wo man es völlig unversehrt aus seinem Kasten herausnahm. Also bewiesen selbst die wilden Elemente dem heiligen

Manne ihre Ehrfurcht. Es ward darauf nach Palermo gebracht, und ist dort, wie der alte Vasari sich ausdrückt, für ein eben so großes Kleinod der Insel Sicilien gehalten, als der Berg Ätna. « —

Ich freue mich über die herrlichen Geschichten immer inniger, drückte dem Vater die Hände, und fragte sehr begierig: Aber woher habt Ihr alle diese Sachen erfahren?

» Wisse mein Sohn, « antwortete er, » es haben mehrere verdiente Männer Chroniken der Kunstgeschichte geführt, und die Leben der Malter ausführlich beschrieben, von denen der älteste, und zugleich wohl der vornehmste, Giorgio Vasari mit Namen heißt. Wenige lesen diese Bücher heutiges Tages, obwohl viel Geist und Menschenweisheit darinnen verborgen liegt. Bedenke einmal, was es schön ist, die Männer, die Du nach ihrer verschiedenen Art den Pinsel

zu führen kennest, nun auch nach ihren verschiedenen Charakteren und Sitten kennen zu lernen. Beides fließt Dir dann in ein Bild zusammen: und wenn Du die mit ganz trockenen Worten erzählten Geschichten mit dem rechten, innigen Gefühle faßest, so wird eine herrliche Erscheinung, nemlich der Künstlercharakter vor Dir aufsteigen, der, wie er sich so mannigfaltig in den tausend verschiedenen einzelnen Menschen zeigt, Dir ein ganz neues, liebliches Schauspiel gewähren wird. Jeder Charakter wird Dir ein eigenes Gemälde seyn, und Du wirst eine herrliche Gallerie von Bildnissen zum Spiegel Deines Geistes um Dich her versammelt haben. »

Dies verstand ich damals noch nicht recht, wiewohl es nachher, nachdem ich die gedachten Bücher gelesen habe, ganz meine eigene Meynung geworden ist. — Indessen lag ich

dem guten alten Vater sehr dringend an, mit immer noch mehr schöne Geschichten aus der Mahlerey zu erzählen. »Ich will mich besinnen,« sagte er mit Lächeln dem Munde, »ich rede gern von den alten Mahlergeschichten.« Und nun erzählte er mir fürwahr eine ganze Menge der schönsten Historien; denn er hatte alle Bücher, da je von der Kunst geschrieben sind, oftmals gelesen, und wußte das Beste daraus im Kopfe. Mir waren seine Erzählungen so andringlich, daß ich fast noch mit seinen Worten bis jetzt behalten habe, und ich will ein Theil davon zur Lust wieder erzählen.

Als wir in den Bilderfaal, wo wir uns befanden, auf ein Gemälde von dem vor trefflichen Domenichion trafen, sagte er mir, daß dieser Mahler ein merkwürdiges Beispiel von einem heißen Eifer in der Kunst abgibt, und fuhr, uns dies zu beweisen, also fort: ☺

» Ehe dieser Meister ein Gemälde anfang, dachte er eine lange Zeit vorher darüber nach, und blieb wohl manchmal ganze Tage lang allein in seinem Gemach, bis das Bild in allen kleinsten Theilen vollendet vor seiner Seele stand. Dann war er vergnügt, und sagte: nun ist die Hälfte der Arbeit geschehen. Und hatte er einmal zum Pinsel gegriffen, so blieb er wieder den ganzen Tag bey der Staffelen angeheftet, und mochte sich kaum ein paar Minuten zum Essen abbrechen. Er machte mit größtem Fleiß und Vollendung; und überall legte er tiefen Ausdruck hin. Als einer ihn einmal bereden wollte, sich nicht so abzuquälen, sondern die leichtere Manier anderer Mahler zu ergreifen, antwortete er ganz kurz: Ich arbeite bloß für mich, und die Vollkommenheit der Kunst. Er konnte nicht begreifen, wie andre Mahler die größten und wichtigsten

Sachen mit so wenigem Theilnahme arbeiten mochten, daß sie während des Mahlens immerfort mit ihren Bekannten schwätzen konnten. Druyn hielt er diese auch für bloße Handarbeiter, die das innere Heiligthum der Kunst nicht kannten. Er selber war, wenn er mahlte, immer mit so lebendiger Seele in seinem Gegenstande drinnen, daß er in sich selbst die Empfindungen und Affekten fühlte, die er vorstellen wollte, und sich unwillkürlich darnach gebedete. Manchmal, wenn er eine trauernde Figur im Sinn hatte, hörte man ihn in seinem Arbeitszimmer mit unterdrückter, ächzender Stimme wehklagen; oder wenn es ein freudiges Gesicht seyn sollte, so war er munter, und sprach lebhaft mit sich allein. Er mahlte darum in einem abgelegenen Gemach, und ließ keinen, auch von seinen Schülern nicht, hinzu, um nicht in seinen Entzückungen gestört, und für nar-

rish verlacht zu werden. In seinen jüngern Jahren war er auch einmal in so einer entzückten Stunde, als sich ein recht rührendes Schauspiel ereignete. Der vortreffliche Annibale Carracci kam eben, ihn zu besuchen: wie er aber die Thür öffnete, sah er ihn ganz aufgebracht vor der Staffelei stehen, voller Wuth und Zorn, und mit einer drohenden Gebärde. Er blieb still an der Thür, und ward gewahr, daß sein Freund bey dem Bilde von der Martyr, des heiligen Andreas beschäftigt war, und eben einen trotzigten Kriegermüch mahlte, der dem Apostel droht. Mit inniger Freude und Verwunderung sah er ihm eine ganze Zeitlang zu, und regte sich nicht; — aber endlich konnte er sich nichts länger halten: — »Ich danke Dir!« rief er aus, stürzte auf ihn zu, und fiel ihm mit klopfendem Herzen um den Hals, « —

»Dieser Annibale Carracci war selbst

ein gar herrlicher, kräftiger Mann, der die stumme Größe der Kunst recht inniglich fühlte, und es besser liebte, selber große Werke hervorzubringen, als mit zierlichen, leichten Worten um große Werke der Kunst herumzuspielen. Sein Bruder Agostino dagegen war, nebst seiner Kunst, ein fetter Weltmann, ein Ciceratus und Sonnenkinderdichter, der über Kunstfächer gern viel Worte machte. Als nun beide von Rom zurückgekommen waren, und wieder in ihrer Akademie in Bologna saßen und arbeiteten, fing dieser Agostino einstmals an, die merkwürdige antike Gruppe des Laokoon gar weitläufig zu beschreiben, und alle die einzelnen Schönheiten mit gar zierlichen Reden herauszustreichen. Wie nun sein Bruder Anfibale ganz kalt und träumerisch daneben stand, als wenn er es nicht verstände, ward jener angehalten, und fragte: ob er denn nichts

davon fühlte? Das verdros ihm innerlich; küßlichweigend nahm er eine Kohle, ging an die Wand, — und zeichnete schnell aus dem Kops die ganze Gruppe vom Laokoon den Umrisßen nach so treu und richtig hin, daß man sie vor Augen zu sehen glaubte. Dann trat er lächelnd von der Wand zurück, — alle Anwesende aber erschauerten, und Agostino gab sich für überwunden, und erkannte ihn als den Sieger im Wettstreit.

Als der fremde Mann diese Geschichten erzählt hatte, kam ich auf andre Dinge mit ihm zu reden, und fragte ihn unter andern: ob er nicht auch Geschichten von Knaben wüßte, die von früher Jugend an einen besondern Hang zur Malerkunst gehabt hätten?

„O ja,“ sagte der fremde Mann lächelnd, „es wird uns von mehreren Knaben berichtet, die in ganz schlechtem Stande gebornen

und erzogen, und daraus gleichsam vom Himmel zur Malerkunst berufen wurden. Davon fallen mir mehrere Exempel ein. Gleich einer der allerältesten Maler von Italien, Giotto, war in der Jugend nichts weiter als ein Hirtenjunge, der die Schafe hütete. Er hatte seine Freude daran, seine Schafe auf Steinen, oder im Sande abzuzeichnen; dabei betraf ihn einmal Cimabue, der Urvater aller Maler, und nahm ihn mit sich, da der Knabe denn bald seinen Lehrmeister überseh. Wenn ich nicht irre, so werden uns ganz ähnliche Geschichten vom Dominico Beccafumi, und auch von dem geschickten Bildhauer Condacchi erzählt, der als Knabe das Vieh, das er weiden mußte, in Thon nachbildete. So war auch der bekannte Polidoro da Caravaggio anfangs weiter nichts, als ein Bursche, der den Maurern am Basilica den

Mörtelzutrug; dabey aber sah er den Schülern Raphaels, die eben dort arbeiteten, fleißig zu, bekam eine unwiderstehliche Lust zum Mahlen, und lernte sehr schnell und eifrig. — In es fällt mir noch ein sehr artiges Exempel ins Gedächtniß, von dem alten französischen Mahler Jacob Callot; der hatte als Knabe viel von den herrlichen Sachen in Italien reden hören, und bekam, da er das Zeichnen über alles liebte, eine Lust das herrliche Land zu sehn. Als ein Knabe von elf Jahren lief er heimlich dem Vater fort, ohne einen Kreuzer Geld in der Tasche, und wollte geradesweges nach Rom. Er mußte sich bald aufs Betteln legen, und wie er auf seinem Wege einen Trupp Zigeuner antraf, schlug er sich dazu, und wanderte mit ihnen bis Florenz, wo er wirklich bey einem Mahler in die Lehre kam. Dann ging er nach Rom; hier aber sahen ihn fran-

zösische Kaufleute aus seiner Vaterstadt, welche die Noth und Angst der Aeltern um ihn wußten, und ihn mit Gewalt mit sich zurücknahmen. Als der Vater ihn wieder hatte, wollte er ihn zwingen, sich stetig an die Studia zu halten; allein das war alles verlorene Mühe. Im vierzehnten Jahre lief er zum zweitemal fort nach Italien; aber sein Unstern wollte, daß er in Turin auf der Straße seinem ältern Bruder begegnen mußte, der ihn von neuem zu dem Vater zurückschleppte. Endlich sah dieser ein, daß kein Mittel half, und gab ihm nun von freien Stücken die Erlaubniß, zum drittenmal nach Italien zu gehn, wo er sich denn auch zu einem wackeren Künstler bildete. Den allen seinen jugendlichen Streifereien war er immer ohne Gefahr geblieben, und hatte seine ganze Unschuld der Seele behalten; denn er mußte unter besonderer Obhut des

Himmels stehen. Noch ist merkwürdig von ihm, daß er als Knabe immer ungewöhnlich zu Gott betete, nämlich, daß er, er werde was er wolle, sich in seinem Thun vor allen andern auszeichnen möchte; — und dann, daß er nicht über drey und vierzig Jahre alt wurde. Und was wunderbar ist, so starb er wirklich im drey und vierzigsten Jahre. —

Der alte Vater hatte diese Geschichten mit vielem Nachtheil erzählt. Dann ging er sinnend auf und nieder; und ich sah ihm an, daß er in angenehmen Träumen unter dem Haufen der alten Mahler umherirrte. Ich ließ ihn gern in seinen Betrachtungen; und freute mich, daß er sich noch auf mehr Sachen besinnen würde, denn die Erinnerungen schienen ihm immer lebendiger zu werden. Und wirklich fing er nach einer kleinen Weile wieder an: —

»Da können wir noch ein paar schöne Anekdoten ins Gedächtniß, die, auf zwiefache verschiedene Weise, bezeugen, was für eine mächtige Gottheit die Kunst für den Künstler ist, und mit welcher Gewalt sie ihn beherrscht. — Es war einmal ein alter Florentinischer Maler, mit Namen Mariotto Albertinelli, ein eifriger Künstler, aber ein gar unruhiger und sinnlicher Mensch. Er war des unstillen und mühseligen Studiums an den mechanischen Theilen der Kunst, und der häßlichen Feindschaften und Verfolgungen der Nebenkünstler endlich ganz überdrüssig, und weil er gern gut leben möchte, so entschloß er sich ein lustigeres Gewerbe zu ergreifen, und legte ein Gasthaus an. Herglich vergnügt war er, wie die Götze im Gange war, und sagte öfters zu seinen Freunden: »Geh! das ist ein besseres Handwerk! Nun quäl' ich mich nicht mehr an

die Mäskeln gemahlter Menschen, sondern speise und stärke Lebendige, und, was das Beste ist, bin vor dem abscheulichen Anfeinden und Verläumdern sicher, so lang ich nur guten Wein im Fasse habe. « — Aber was geschah? Wie er eine Zeitlang dies Leben geführt hatte, stellte sich ihm die göttliche Erhabenheit der Kunst auf einmal wieder so lebhaft vor Augen, daß er plötzlich sein Gasthaus aufgab, und eifrig, als ein Bekehrter, sich der Kunst von neuem in die Arme warf. « —

Die andre Geschichte ist diese. Der wohlbekannte und berühmte Parmeggiano mahlte als ein junger Mann in Rom sehr vorzügliche Sachen für den Papst, und zwar grade zu der Zeit, als der deutsche Kaiser Karl der Fünfte die Stadt belagerte. Dessen Truppen nun brachen in die Thore ein, und plünderten alle Häuser, der Großen

wie den Berlingen. Parmeggiano abttr. achtete auf nichts weniger als auf den Kriegs-
lärm und Lärm, und blieb ruhig bey seiner
Arbeit. Auf einmal brechen solche Kriegs-
männer ins Gemäch herein, und siehe er
bleibt immer noch fest und ämstg. an seiner
Stafel. Da erstaunten diese wilden Men-
schen, die selbst Tempel und Altar nicht ge-
schont hatten, über den großen Geist des
Mannes so sehr, daß sie ihn, als wäre er
ein Heiliger, nicht anzurühren wagten, und
ihn sogar gegen die Wuth anderer beschüt-
ten. «

«Wie wunderbar ist das alles,» rief
ich; «oben nun, bitte ich auch noch um ein
einziges,» fuhr ich zu dem Nebenstehenden
Manne fort. — «sage mir, ob es wahr ist,
was ich einst hörte, daß die klügsten Mache-
ler von Italien, so gottesfürchtige Männer
gewesen sind, und die heiligen Geschichten

immer mit rechter Gottesfurcht gemahlt haben? Mehrere Leute, die ich darum befragte, lachten mich aus, und sagten, das sey eitel Einbildung und ein artig erfundenes Märchen.

»Nein, mein Sohn,« versetzte der liebe Mann zu meinem Trost, »das ist keine poetische Erfindung, sondern, wie ich Dir aus den alten Büchern bezeugen kann, die letzte Wahrheit. Diese ehrwürdigen Männer, von denen mehrere selbst Geistliche und Klosterbrüder waren, widmeten die von Gott empfangene Geschicklichkeit ihrer Hand auch bloß göttlichen und heiligen Gesichten, und brachten so einen ernsthaften und heiligen Geist, und so eine demüthige Einfalt in ihre Werke, wie es sich zu geweihten Gegenständen schickt. Sie machten die Mahlerkunst zur treuen Dienerinn der Religion, und wußten nichts von dem eissen Farbenprunk

Der heftigen Künstler: ihre Bilder, in Kapellen und an Altären, gaben dem, der davor kniete und betete, die heiligsten Gefinnungen etc. Einer der alten Maler, Cyprio Dalmasio, war wegen seiner herrlichen Madonnen berühmt, wovon Pabst Gregorius der Drenzehnte eine vorzügliche in seinem Gemache zur Privatandacht bey sich hatte. Ein anderer, Fra Giovanni Argolico da Fiesole, Maler und Dominikanermönch zu Florenz, war wegen seines strengen und gottesfürchtigen Lebens besonders berühmt. Er kümmerte sich gar nicht um die Welt, schlug sogar die Würde eines Erzbischoffs aus, die der Pabst ihm antrug, und lebte immer still, ruhig, demüthig und einsam. Jedesmal, bevor er zu mahlen anfing, pflegte er zu beten; dann ging er ans Werk, und führte es aus, wie der Himmel es ihm eingegeben hatte, ohne weiter darüber

zu flügeln und zu kritisiren. Das Mahlen war ihm eine heilige Bußübung; und manchmal, wenn er Christi Leiden am Kreuz mahlte, sah man während der Arbeit große Thränen über sein Gesicht fließen. — Das Alles ist nicht ein schönes Märchen, sondern die reine Wahrheit. « —

Den Beschluß machte der Pater mit einer recht seltsamen Geschichte, welche ebenfalls in jene alte Periode der religiösen Mahlerkunst fällt.

» Einer der frühesten Mahler, « erzählte er, » welcher uns Spinello genannt wird, mahlte in seinem Alter für die Kirche S. Agnolo zu Arezzo ein sehr großes Altarblatt, worauf er den Lucifer und den Sturz der bösen Engel vorstellte: in der Luft den Engel Michael, wie er mit dem siebenköpfigen Drachen kämpft, und unten den Lucifer in der Gestalt des scheußlichsten Ungeheuers.

P

Von dieser gräßlichen Teufelsgestalt war nun sein Kopf so eingenommen, daß, wie erzählt wird, der böse Geist ihm grade so gestaltet im Traume erschien, und ihn fürchterlich fragte: warum er ihn in dieser schändlichen, bestialischen Bildung vorgestellt, und an welchem Ort er ihn in dieser Unform gesehen habe? Der Maler erwachte aus dem Traum an allen Gliedern zitternd, — er wollte um Hilfe rufen, und konnte vor Schrecken keinen Laut hervorbringen. Von der Zeit an war er immer halb von sich, und behielt einen stieren Blick; auch starb er nicht lange darauf. Das wunderbare Gemälde aber ist noch heutiges Tages an seiner alten Stelle zu sehen. « — —

Der fremde Vater ging bald darauf fort, und reiste weiter, ohne daß ich einmal Abschied von ihm nehmen konnte. Mir war wie im Traum, als ich alle die schönen Hi-

storien gehört hatte: — ich war in eine ganz
 neue, wunderbare Welt eingeführt. Begie-
 rig fragte ich überall nach, um alle die Bü-
 cher von Lebensgeschichten der Mahler, be-
 sonders auch das Werk des Giorgio Vasari
 zu bekommen; ich laß sie mit Liebe und Ei-
 fer, und siehe! ich fand in diesen Büchern
 alle die Historien aufgezeichnet, die der frem-
 de Pater erzählt hatte. Dieser mir unver-
 gessliche Mann ist es gewesen, der mich auf
 das Studium der Künstlergeschichte ge-
 leitet hat, welches dem Verstande, dem Her-
 zen und der Phantasie so viel Nahrung giebt,
 und ich habe ihm darum gar viele glückliche
 Stunden zu verdanken.

Das merkwürdige musikalische Leben

des

Tonkünstlers

Joseph Berglinger.

In zwey Hauptstücken.

Erstes Hauptstück.

Ich habe mehrmals mein Auge rückwärts gewandt, und die Schätze der Kunstgeschichte vergangener Jahrhunderte zu meinem Vergnügen eingesammelt; aber jetzt treibt mich mein Gemüth, einmal bei den gegenwärtigen Zeiten zu verweilen, und mich an der Geschichte eines Künstlers zu versuchen, den ich seit seiner frühen Jugend kannte, und der mein innigster Freund war. Ach leider bist du bald von der Erde weggegangen, mein Joseph! und nicht so leicht werd' ich

deinesgleichen wieder finden. Aber ich will mich daran laben, der Geschichte deines Geistes, von Anfang an, so wie du mir oftmals in schönen Stunden sehr ausführlich davon erzählt hast, und so wie ich selbst dich innerlich kennen gelernt habe, in meinen Gedanken nachzugehen, und denen, die Freude daran haben, deine Geschichte erzählen. —

Joseph Berglinger ward in einem kleinen Städtchen im südlichen Deutschlande geboren. Seine Mutter mußte die Welt verlassen, indem sie ihn dorein setzte; sein Vater, schon ein ziemlich bejahrter Mann, war Doktor der Arzneygelehrsamkeit, und in dürftigen Vermögensumständen. Das Glück hatte ihm den Rücken gewandt; und es kostete ihn sauren Schweiß, sich und sechs Kinder, (denn Joseph hatte fünf weibliche Geschwister,) durch das Leben zu bringen,

zumal da ihm nun eine verständige Wirthschafterinn mangelte.

Dieser Vater war ursprünglich ein weicher und sehr gutherziger Mann, der nichts lieber thun mochte, als helfen, rathen und Almosen geben, so viel er nur vermögend war; der nach einer guten That besser schlief als gewöhnlich; der lange, mit herzlichem Rührung und Dank gegen Gott, von den guten Früchten seines Herzens zehren konnte, und sein Geist am liebsten mit währenden Empfindungen nährte. Man muß in der That allemal von tiefer Wehmuth und herzlichem Liebe ergriffen werden, wenn man die beneidenswerthe Einfachheit dieser Seelen betrachtet, welche in den gewöhnlichen Äußerungen des guten Herzens einen so unerschöpflichen Abgrund von Herrlichkeit finden, daß dies völlig ihr Himmel auf Erden ist, wodurch sie mit der ganzen Welt ver-

söhnt, und immer in zufriednem Wohlbehagen erhalten werden. Joseph hatte ganz diese Empfindung, wenn er seinen Vater betrachtete; — aber ihn hatte der Himmel nun einmal so eitgerichtet, daß er immer noch etwas noch Höherem trachtete; es genügte ihm nicht die bloße Gesundheit der Seele, und daß sie ihre irdischen Geschäfte auf Erden, als arbeiten und Gutes thun, verrichtete; — er wollte, daß sie auch in üppigem Übermuth dahertanzen, und zum Himmel, als zu ihrem Ursprunge, hinauffauchen sollte.

Das Gemüth seines Vaters war aber auch noch aus andern Dingen zusammengesetzt. Er war erst ämsiger und gewissenhafter Arzte, der Zeit seines Lebens an nichts als an der Kenntniß der seltsamen Dinge, die im menschlichen Körper verborgen liegen, und an der weitläufigen Wissenschaft aller

jammerbollen menschlichen Gebrechen und Krankheiten, seine Lust gehabt hatte. Dieses eifrige Studium nun war ihm, wie es öfters zu geschehen pflegt, ein heimliches, nervenbetäubendes Gift geworden, das alle seine Adern durchdrang, und viele klingende Saiten des menschlichen Busens, bey ihm zernagte. Dazu kam der Mismuth über das Elend seiner Dürftigkeit, und endlich das Alter. Alles dieses zehrte an der ursprünglichen Güte seines Gemüths; denn bey nicht starken Seelen geht alles, womit der Mensch zu schaffen hat, in sein Blut über, und verwandelt sein Inneres, ohne daß er es selber weiß.

Die Kinder des alten Arztes wuchsen bey ihm auf, wie Unkraut in einem verwilderten Garten. Josephs Schwestern waren theils kränklich, theils von schwachem Geiste, und führten ein kläglich einsames Leben in ihrer dunklen kleinen Stube.

In diese Familie konnte niemand weniger passen, als Joseph, der immer in schöner Einbildung und himmlischen Träumen lebte. Seine Seele glich einem zarten Bäumchen, dessen Samenkorn ein Vogel in das Gemäuer oder Ruinen fallen ließ, wo es zwischen harten Steinen jungfräulich hervorschießet. Er war stets einsam und still für sich, und weldete sich nur an seinen innern Phantasien; drum hielt der Vater auch ihn ein wenig verkehrt und blödes Geistes. Seinen Vater und seine Geschwister liebte er aufrichtig; aber sein Inneres schätzte er über alles, und hielt es vor andern heimlich und verborgen. So hält man ein Schatzkästlein verborgen, zu welchem man den Schlüssel niemanden in die Hände giebt.

Seine Hauptfreude war von seinen frühesten Jahren an, die Musik gewesen. Er hörte zuweilen jemanden auf dem Clavier

spielen, und spielte auch selber etwas. Nach und nach bildete er sich durch den oft wiederholten Genuß auf eine so eigene Weise aus, daß sein Inneres ganz und gar zu Musik ward, und sein Gemüth, von dieser Kunst gelockt, immer in den dämmernden Irrgängen poetischer Empfindung umher schweifete.

Eine vorzügliche Epoche in seinem Leben machte eine Reise nach der bischöflichen Residenz, wohin ein begüterter Anverwandter, der dort wohnte, und der den Knaben liebgewonnen hatte, ihn auf einige Wochen mitnahm. Hier lebte er nun recht im Himmel: sein Geist ward mit tausendfältiger schöner Musik ergötzt, und flatterte nicht anders als ein Schmetterling in warmen Lüften umher.

Vornehmlich besuchte er die Kirchen, und hörte die heiligen Oratorien, Cantaten und Chöre mit vollem Posaunen- und Trompe-

tenschall unter den hohen Gewölben ertönen, wobei er oft, aus innerer Andacht, demüthig auf den Knien lag. Ehe die Musik anbrach, war es ihm, wenn er so in dem gedrängten, leise murmelnden Gewimmel der Volksmenge stand, als wenn er das gewöhnliche und gemeine Leben der Menschen, als einen großen Jahrmarkt, unmelodisch durcheinander und um sich herum sammeln hörte; sein Kopf ward von leeren, irdischen Kleinigkeiten betäubt. Erwartungsvoll harrte er auf den ersten Ton der Instrumente; — und indem er nun aus der dumpfen Stille, mächtig und langgezogen, gleich den Wehen eines Windes vom Himmel hervorbrach, und die ganze Gewalt der Töne über seinem Haupte daherzog, — da war es ihm, als wenn auf einmal seiner Seele große Flügel ausgespannt, als wenn er von einer dürren Haide aufgehoben würde, der trübe Wolkenvor-

hang vor den sterblichen Augen verschwände, und er zum lichten Himmel emporstrebte. Dann hielt er sich mit seinem Körper still und unbeweglich, und heftete die Augen unverrückt auf den Boden. Die Gegenwart versank vor ihm; sein Inneres war von allen irdischen Kleinigkeiten, welche der wahre Staub auf dem Glanze der Seele sind, gereinigt; die Musik durchdrang seine Nerven mit lauten Schauern, und ließ, so wie sie wechselte, mannigfache Bilder vor ihm aufsteigen. Es kam es ihm bey manchen frohen und herzerhebenden Gesängen zum Lobe Gottes ganz deutlich vor, als wenn er den König David im langen königlichen Mantel, die Krone auf dem Haupt, vor der Bundeslade lobsingend hertanzen sähe; er sah sein ganzes Entzücken und alle seine Bewegungen, und das Herz hüpfte ihm in der Brust. Tausend schlafende Empfindungen in seinem

Büfen wurden losgerissen, und bewegten sich wunderbar durcheinander. Ja bey manchen Stellen der Musik endlich schien ein besonderer Lichtstrahl in seine Seele zu fallen; es war ihm, als wenn er dabey auf einmal weit klüger würde, und mit helleren Augen und einer gewissen erhabenen und ruhigen Behmuth, auf die ganze wimmelnde Welt herabsähe.

So viel ist gewiß; daß er sah, wenn die Musik geendigt war, und er aus der Kirche herausging, reiner und edler geworden vorkam. Sein ganzes Wesen glühte noch von dem geistigen Weine der ihm berauscht hatte; und er sah alle vorübergehende mit andern Augen an. Wenn er dann etwa ein paar Leute auf dem Spaziergange zusammenstehn und lachen, oder sich Neuigkeiten erzählen sah, so machte das einen ganz eignen widrigen Eindruck auf ihn. Er dachte

dú mußt Zerklebens, ohne Aufhören in diesem schönen poetischen Taumel bleiben, und dein ganzes Leben muß eine Musik seyn.

Wenn er dann aber zu seinem Anverwandten zum Mittagessen ging, und es sich in einer gewöhnlich lustigen und scherzenden Gesellschaft hatte wohlschmecken lassen, — dann war er unzufrieden, daß er so bald wieder ins prosaische Leben hinabgezogen war, und sein Rausch sich wie eine glänzende Wolke verzogen hatte.

Diese bittere Mißhelligkeit zwischen seinen angebohrnen ätherischen Enthusiasmus, und dem irdischen Antheil an dem Leben eines jeden Menschen, der jeden täglich aus seinen Schwärmerereyen mit Gewalt herabziehet, quälte ihn sein ganzes Leben hindurch. —

Wenn Joseph in einem großen Concerte war, so setzte er sich, ohne auf die glänzende

Versammlung der Zuhörer zu blicken, in ei-
 nen Winkel, und hörte mit eben der An-
 dacht zu, als wenn er in der Kirche wäre, —
 eben so still und unbeweglich, und mit so
 vor sich auf den Boden sehenden Augen.
 Der geringste Ton entschlüpfte ihm nicht,
 und er war von der angespannten Aufmerk-
 samkeit am Ende ganz schlaff und ermüdet.
 Seine ewig bewegliche Seele war ganz ein
 Spiel der Töne; — es war als wenn sie
 losgebunden vom Körper wäre und freyer
 umherzitterte, oder auch als wäre sein Kör-
 per mit zur Seele geworden, — so frey
 und leicht ward sein ganzes Wesen von den
 schönen Harmonieen umschlungen, und die
 feinsten Falten und Biegungen der Töne
 drückten sich in seiner weichen Seele ab. —
 Bey fröhlichen und entzückenden vollstimmig-
 en Symphonieen, die er vorzüglich liebte,
 kam es ihm gar oftmals vor, als sah' er ein

munteres Chor von Jünglingen und Mädchen auf einer heitern Wiese tanzen, wie sie vor- und rückwärts hüpfen, und wie einzelne Paare zuweilen in Pantomimen zueinander sprachen, und sich dann wieder unter den frohen Haufen mischten. Manche Stellen in der Musik waren ihm so klar und eindringlich, daß die Töne ihm Worte zu sehn schienen. Ein andermal wieder wirkten die Töne eine wunderbare Mischung von Fröhlichkeit und Traurigkeit in seinem Herzen, so daß Lächeln und Weinen ihm gleich nahe war; eine Empfindung, die uns auf unserm Wege durch das Leben so oft begegnet, und die keine Kunst geschickter ist auszudrücken, als die Musik. Und mit welchem Entzücken und Erstaunen hörte er ein solches Tonstück an, das mit einer munteren und heitern Melodie, wie ein Bach, anhebt, aber sich nach und nach unvermerkt und

wunder-

wunderbar in immer trübem Bindungen fortschleppt, und endlich in heftig-lautes Schluchzen ausbricht, oder wie durch wilde Klippen mit ängstlichem Getöse daherrauscht. — Alle diese mannigfaltigen Empfindungen nun drängten in seiner Seele immer entsprechende sinnliche Bilder und neue Gedanken hervor: — eine wunderbare Gabe der Musik, — welche Kunst wohl überhaupt um so mächtiger auf uns wirke, und alle Kräfte unsers Wesens um so allgemeiner in Aufbruch setze, je dunkler und geheimnißvoller ihre Sprache ist. —

Die schönen Tage, die Joseph in der bischöflichen Residenz verlebt hatte, waren endlich vorüber, und er mußte wieder nach seiner Vaterstadt in das Haus seines Vaters zurückkehren. Wie traurig war der Rückweg! Wie kläglich und niedergedrückt fühlte er sich wieder in einer Familie, deren

ganzes Leben und Weben sich nur um die kümmerliche Befriedigung der nothwendigsten physischen Bedürfnisse drehete, und bey einem Vater, der so wenig in seine Neigungen einstimmt! Dieser verachtete und verabscheute alle Künste als Dienerinnen ausgelassener Begierden und Leidenschaften, und Schmeichlerinnen der vornehmen Welt. Schon von jeher hatte er es mit Mißvergnügen gesehen, daß sein Joseph sich so sehr an die Musik gehängt hatte; und nun, da diese Liebe in dem Knaben immer höher wuchs, machte er einen anhaltenden und ernstlichen Versuch, ihn von dem verderblichen Hange zu einer Kunst, deren Ausübung nicht viel besser als Müßiggang sey, und die bloß die Lusternheit der Sinne befriedige, zur Medicin, als zu der wohlthätigsten, und für das Menschengeschlecht allgemein-nützlichsten Wissenschaft zu bekehren. Er gab sich viele

Mühe, ihn selber in den Anfangsgründen zu unterweisen, und gab ihm Hilfsbücher in die Hände.

Dies war eine recht qualende und peinliche Lage für den armen Joseph. Er preßte seinen Enthusiasmus heimlich in seine Brust zurück, um seinen Vater nicht zu kränken, und wollte sich zwingen ob er nicht nebenher eine nützliche Wissenschaft erlernen könnte. Aber das war ein ewiger Kampf in seiner Seele. Er las in seinen Lehrbüchern eine Seite zehnmal, ohne zu fassen, was er las; — immer sang seine Seele innerlich ihre melodischen Phantasien fort. Der Vater war sehr bekümmert um ihn.

Seine heftige Liebe zur Musik nahm in der Stille immer mehr übertand. War in einigen Wochen kein Ton in sein Ohr gekommen, so ward er ordentlich am Gemüthe krank; er merkte, daß sein Gefühl zur

sammenschrumpfte, es entstand eine Leereheit in seinem Innern, und er hatte eine rechte Sehnsucht sich wieder von den Tönen begeistern zu lassen. Dann konnten selbst gemeine Spieler an Fest- oder Kirchweihtragen, mit ihren Blasinstrumenten ihm Gefühle einflößen, wovon sie selber keine Ahnung hatten. Und so oft in den benachbarten Städten eine schöne große Musik zu hören war, so lief er mit heißer Begierde, im heftigsten Schnee, Sturm und Regen hinaus.

Fast täglich rief er sich mit Behmuth die herrliche Zeit in der bischöflichen Residenz in seinen Gedanken zurück, und stellte sich die köstlichen Sachen, die er dort gehört hatte, wieder vor die Seele. Oftmals sagte er sich die auswendig behaltene, so lieblichen, und rührenden Worte, des geistlichen Oratoriums vor, welches das erste gewesen war, das er gehört, und welches einen von

güthlich: tiefen Eindruck auf ihn gemacht

hatte: *Stabat Mater dolorosa*

Juxta crucem lacrymosa,

Dum pendebat filius:

Cujus animam gementem,

Contristantem et dolentem

Pertransiit gladius,

O quem tristis et afflicta

Fuit illa benedicta

Mater unigeniti:

Quae creabat et dolebat

Et creabat, cum videbat

Nati poenas incluti.

Und wie es weiter heißt.

Ach, ahert! — wenn ihm nun so eine entzückte Stunde, da er in ätherischen Träumen lebte, oder da er eben ganz berauscht von dem Genuß einer herrlichen Musik kam, dadurch unterbrochen wurde, daß seine Geschwister sich um ein neues Kleid zankten,

oder daß sein Vater der ältesten nicht hinreichend Geld zur Wirthschaft geben konnte, oder der Vater von einem recht elenden, jammervollen Kranken erzählte, oder das eine alte, ganz krummgebückte Bettelfrau an die Thür kam, die sich in ihren Lumpen vor dem Winterfrost nicht schützen konnte; — ach! es giebt in der Welt keine so entsetzlich bittere, so herzdurchschneidende Empfindung, als von der Joseph alsdann zerrissen ward. Er dachte: »Lieber Gott! ist denn das die Welt wie sie ist? und ist es denn Dein Wille, daß ich mich so unter das Gedränge des Haufens mischen, und an dem gemeinen Elend Antheil nehmen soll? — Und doch sieht es so aus, und mein Vater predigt es immer, daß es die Pflicht und Bestimmung des Menschen sey, sich darunter zu mischen, und Rath und Almosen zu geben, und elendhafte Wunden zu verbinden, und heftige

Krankheiten zu heilen! Und doch ruft mir wieder eine innere Stimme ganz laut zu: Nein! nein! du bist zu einem höheren, edleren Ziel geboren! — Mit solchen Gedanken quälte er sich oft lange, und konnte keinen Ausweg finden; allein eh' er es sich versah, waren die widrigen Bilder, die ihn gewaltsam in den Schlamm dieser Erde herabzuziehen schienen, aus seiner Seele verwischt, und sein Geist schwärmte wieder ungestört in den Lüften umher.

Allmählig ward er nun ganz und gar der Überzeugung, daß er von Gott deshalb auf die Welt gesetzt sey, um ein recht vorzüglicher Künstler in der Musik zu werden; und zuweilen dachte er wohl daran, daß der Himmel ihn aus der trüben und engen Dürftigkeit, worin er seine Jugend hinbringen mußte, zu desto höherem Glanze hervorzuziehen werde. Viele werden es für eine

romanhafte und unnatürliche Erdichtung halten, allein es ist reine Wahrheit, wenn ich erzähle, daß er oftmals in seiner Einsamkeit, aus inbrünstigem Triebe seines Herzens, auf die Kniee fiel, und Gott bat, er möchte ihn doch also führen, daß er einst ein recht herrlicher Künstler vor dem Himmel und vor der Erde werden möchte. In dieser Zeit, da sein Blut, von den immer auf denselben Fleck gehefteten Vorstellungen bedrängt, oft in heftiger Wallung war, schrieb er mehrere kleine Gedichte nieder, die seinen Zustand, oder das Lob der Tonkunst schilderten, und die er mit großer Freude, auf seine kindisch-gefühlvolle Weise in Musik setzte, ohne die Regeln zu kennen. Eine Probe von diesen Liedern ist folgendes Gebet, welches er an diejenige unter den Heiligen richtete, die als Beschützerin der Tonkunst verehrt wird:

Siehe wie ich trostlos weine
 In dem Kämmerlein alleine,
 Heilige Cäcilia!

Sieh' mich aller Welt entfliehen,
 Um hier still vor Dir zu knien:
 Ach ich bete, sey mir nah!

Deine wunderbaren Löhne,
 Denek' ich vergaunbert fröhne,
 Haben mein Gemüth verrückt.

Löse doch die Angst der Sinnen,
 Laß mich in Gesang zerrinnen,
 Der mein Herz so sehr entzückt.

Möchtest Du auf Harfensaiten
 Meinen schwachen Finger leiten,
 Das Empfindung aus ihm quillt;

Daß mein Spiel in tausend Herzen
 Laut Entzücken, süße Schmerzen,
 Beides hebt und wieder stillt.

Möcht' ich einst mit lautem Schalle
 In des Tempels voller Halle

Ein erhabnes Gloria

Dir und allen Heil'gen weihen,
Tausend Christen zu erfreuen:
Heilige Cäcilia!

Öffne mir der Menschen Geister,
Daß ich ihrer Seelen Meister
Durch die Kraft der Löhre sey,
Daß mein Geist die Welt durchdringe,
Sympathetisch sie durchdringe,
Sie herausch' in Phantasey! —

Über ein Jahr lang wohl qualte sich und brütete der arme Joseph in der Einsamkeit über einen Schritt, den er thun wollte. Eine unwiderstehliche Macht zog seinen Geist nach der herrlichen Stadt zurück, die er als ein Paradies für sich betrachtete; denn er brannte für Begierde, dort seine Kunst von Grund aus zu erlernen. Das Verhältniß gegen seinen Vater aber preßte sein Herz ganz zu

sammen. Dieser hatte wohl gemerkt, daß Joseph sich gar nicht mehr mit Ernst und Eifer in seiner Wissenschaft anlegen wollte, hatte ihn auch schon halb aufgegeben, und sich in seinen Mißmuth, der mit zunehmendem Alter immer stärker ward, zurückgezogen. Er gab sich wenig mehr mit dem Anaben ab. Joseph indessen verlor darum sein kindliches Gefühl nicht; es kämpfte ewig mit seiner Neigung, und er konnte immer nicht das Herz fassen, in des Vaters Gegenwart über die Lippen zu bringen, was er ihm zu entdecken hatte. Ganze Tage lang peinigte er sich, alles gegen einander abzuwägen, aber er konnte und konnte aus dem entsetzlichen Abgrunde von Zweifeln nicht herauskommen, all sein inbrünstiges Beten wollte nichts fruchten; das stieß ihm beynahe das Herz ab. Von dem über alles trübseligen und peinlichen Zustande, worin er sich da-

mals befand, zeugen auch folgende Zeilen,
die ich unter seinen Papieren gefunden habe:

Ach was ist es, das mich also drängt,
Mich mit heißen Armen eng umfängt,
Daß ich mit ihm fern von hinnen ziehen,
Daß ich soll dem Vaterhaus' entfliehen?
Ach was muß ich ohne mein Verschulden
Für Versuchung und für Mordes Duden!

Gottes Sohn! um deiner Wunden willen,
Kannst Du nicht die Angst des Herzens stillen?
Kannst Du mir nicht Offenbarung schenken,
Was ich innerlich soll wohl bedenken?
Kannst Du mir die rechte Bahn nicht zeigen?
Nicht mein Herz zum rechten Wege neigen?

Wenn Du mich nicht bald zu Dir errettest,
Oder, in den Schooß der Erde befestest,
Muß ich mich der fremden Macht ergeben,
Muß, geängstigt, dem zu Willen leben,
Was mich zieht über meines Vaters Seite,
Unbekannt mit Räuber's Raub und Beute!

Seine Angst ward immer größer, — die Versuchung, nach der herrlichen Stadt zu entfliehen, immer stärker. Wird denn aber, dachte er, der Himmel dir nicht zu Hülfe kommen? wird er dir gar kein Zeichen geben? — Seine Leidenschaft erreichte endlich den höchsten Gipfel, als sein Vater bey einer häuslichen Mißhelligkeit ihn einmal mit einer ganz andern Art, als gewöhnlich, ansah, und ihm seitdem immer zurückstoßend begegnete. Nun war es beschlossen; allen Zweifeln und Bedenklichkeiten wies er von nun an die Thür; er wollte nun durchaus nicht mehr überlegen. Das Osterfest war nahe; das wollte er noch zu Hause mitfeiern, aber sobald es vorüber wäre, — in die weite Welt.

Es war vorüber. Er wartete den ersten schönen Morgen ab, da der helle Sonnenschein ihn bezaubernd anzuloden schien; da

lief er früh aus dem Hause fort, wie man wohl an ihn gewohnt war, — aber diesmal kam er nicht wieder. Mit Entzücken und mit pochendem Herzen eilte er durch die engen Gassen der kleinen Stadt; — ihm war zu Muth, als wollte er über alles, was er um sich sah, hinweg, in den offenen Himmel hineinspringen. Eine alte Verwandte begegnete ihm an einer Ecke: — »So eilig, Better?« fragte sie, — »woll er wieder Grüns vom Markt einholen für die Wirthschaft?« — Ja ja! rief Joseph in Gedanken, und lief vor Freude zitternd das Thor hinaus.

Wie er aber eine kleine Strecke auf dem Felde gegangen war, und sich umfah, brachen ihm die hellen Thränen hervor. Soll ich noch umkehren? dachte er. Aber er lief weiter, als wenn ihm die Fersen brennten, und weinte immerfort, und es lief, als wollte

er seinen Thränen entkaufen. Er ging's nun durch manches fremde Dorf, und manchen fremden Gesichter vorbei: — der Anblick der fremden Welt gab ihm wieder Muth, er fühlte sich frey und stark, — er kam immer näher, — und endlich, — gültiger Himmel! — endlich, — endlich sah er die Thürme der herrlichen Stadt vor sich liegen. — — —

Zweytes Hauptstück.

Ich kehre zu meinem Joseph zurück, wie er, mehrere Jahre, nachdem wir ihn verlassen haben, in der bischöflichen Residenz Kapellmeister geworden ist, und in großem Glanze lebt. Sein Averterwandter, der ihn sehr wohl aufgenommen hatte, war der Schöpfer seines Glücks geworden, und hatte ihm den gründlichsten Unterricht in der Tone

Kunst geben lassen, auch den Vater über den Schritt Josephs nach und nach ziemlich beruhigt. Durch den lebhaftesten Eifer hatte Joseph sich empor gearbeitet, und war endlich auf die höchste Stufe des Glücks, die er nur je hatte erwünschen können, gelangt.

Wenn die Dinge der Welt verändern sich vor unsern Augen. Er schrieb mir einst, wie er ein paar Jahre Kapellmeister gewesen war, folgenden Brief:

„Lieber Vater,“

„Es ist ein elendes Leben, das ich führe: — je mehr Ihr mich trösten wollt, desto bitterer fühl' ich es.“

„Wenn ich an die Eräume meiner Jugend zurückdenke; — wie ich in diesen Träumen so selig war! — Ich meinte, ich wollte in einem fort umher phantasieren, und mein volles Herz in Kunstwerken auslassen, —

aber

aber wie fremd und herbe kamen mir gleich die ersten Lehrjahre an! Wie war mir zu Muth, als ich hinter den Vorhang trat! Daß alle Melodieen, (hatten sie auch die heterogensten und oft die wunderbarsten Empfindungen in mir erzeugt,) alle sich nun auf einem einzigen, zwingenden mathematischen Gesetze gründeten! Daß ich statt frey zu fliegen, erst lernen mußte, in dem unbehülflichen Gerüst und Käfig der Kunstgrammatik herum zu klettern! Wie ich mich quälen mußte, erst mit dem gemeinen wissenschaftlichen Maschinen-Verstande ein regelrechtes Ding heraus zu bringen, eh' ich dran denken konnte, mein Gefühl mit den Tönen zu handhaben! — Es war eine mühselige Mechanik. — Doch wenn auch! ich hatte noch jugendliche Spannkraft, und hoffte und hoffte auf die herrliche Zukunft! Und nun? —

Die prächtige Zukunft ist eine jämmerliche Gegenwart geworden. —

» Was ich als Knabe in dem großen Concertsaal für glückliche Stunden genoß! Wenn ich still und unbemerkt im Winkel saß, und all' die Pracht und Herrlichkeit mich bezau-
berte, und ich so sehnlich wünschte, daß sich doch einst um meiner Werke willen diese Zuhörer versammeln, ihr Gefühl mit hingen-
hen möchten! — Nun sitz' ich gar oft in eben diesem Saal, und führe auch meine Werke auf; aber es ist mir wahrlich sehr anders zu Muth. — Daß ich mir einbil-
den konnte, diese in Gold und Seide stol-
zierende Zuhörerschaft käme zusammen, um ein Kunstwerk zu genießen, um ihr Herz zu erwärmen, ihre Empfindung dem Künstler darzubringen! Können doch diese Seelen selbst in den majestätischen Dom, am hei-

ligsten Feiertage, indem alles Große und Schöne, was Kunst und Religion nur hat, mit Gewalt auf sie eindringt, können sie dann nicht einmal erhist werden, und sie sollten's im Concertsaal? — Die Empfindung und der Sinn für Kunst sind aus der Mode gekommen und unanständig geworden; — bey einem Kunstwerk zu empfinden, wäre grade eben so fremd und lächerlich, als in einer Gesellschaft auf einmal in Versen und Reimen zu reden, wenn man sich sonst im ganzen Leben mit vernünftiger und gemeinverständlicher Prosa behilft. Und für diese Seelen arbeit' ich meinen Geist ab! Für diese ethik' ich mich, es so zu machen, daß man dabey was soll empfinden können! Das ist die hohe Bestimmung, wozu ich geboren zu seyn glaubte! »

» Und wenn mich einmal itgend einer,

der eine Akt von halber Empfindung hat, loben will, und kritisch rühmt, und mir kritische Fragen vorlegt, — so möcht' ich ihn immer bitten, daß er sich doch nicht so viel Mühe geben möchte, das Empfinden aus den Büchern zu lernen. Der Himmel weiß wie es ist, — wenn ich eben eine Musik, oder sonst irgend ein Kunstwerk, das mich entzückt, genossen habe, und mein ganzes Wesen voll davon ist, da möcht' ich mein Gefühl gern mit einem Striche auf eine Tafel hinstreichen, wenn's eine Farbe nur ausdrücken könnte. — Es ist mir nicht möglich mit künstlichen Worten zu rühmen, ich kann nichts Kluges herausbringen. —

»Freilich ist der Gedanke ein wenig tröstend, daß vielleicht in irgend einem kleinen Winkel von Deutschland, wohin dies oder eines von meiner Hand, wenn auch lange

nach meinem Tode, einmal hinkommt, ein oder der andre Mensch lebt, in den der Himmel eine solche Sympathie zu meiner Seele gelegt hat, daß er aus meinen Melodien grade das herausfühlt, was ich beim Niederschreiben empfand, und was ich so gern hineinlegen wollte. Eine schöne Idee womit man sich eine Zeitlang wohl angenehm täuschen kann! —

»Allein das allerabscheulichste sind noch alle die andern Verhältnisse, worin der Künstler eingestrikt wird. Von allen dem ekelhaften Neid und hämischen Wesen, von allen den widrig-kleinlichen Sitten und Begegnungen, von aller der Subordination der Kunst unter den Willen des Hofes; — es widersteht mir ein Wort davon zu reden, — es ist alles so unwürdig und die menschliche Seele so erniedrigend, daß ich nicht eine

Eylbe davon über die Zunge bringen kann. Ein dreifaches Unglück für die Musik, daß bey dieser Kunst grade so eine Menge Hände nöthig sind, damit das Werk nur existirt! Ich sammle und erhebe meine ganze Seele, um ein großes Werk zu Stande zu bringen; — und hundert empfindungslose und leere Köpfe reden mit ein, und verlangen dieses und jenes. «

» Ich gedachte in meiner Jugend dem irdischen Jammer zu entfliehen, und bin nun erst recht in den Schlamm hineingerathen. Es ist wohl leider gewiß; man kann mit aller Anstrengung unsrer geistigen Tüchtigkeit der Erde nicht entkommen; sie zieht uns mit Gewalt zurück, und wir fallen wieder unter den gemeinsten Haufen der Menschen. « —

» Es sind bedauernswürdige Künstler, die ich um mich herum sehe. Auch die edelsten

so Kleinlich, daß sie sich für Aufgeblasenheit nicht zu lassen wissen, wenn ihr Werk einmal ein allgemeines Lieblingsstück geworden ist. — Lieber Himmel! Sind wir denn nicht die eine Hälfte unsers Verdienstes der Göttlichkeit der Kunst, der ewigen Harmonie der Natur, und die andre Hälfte dem gütigen Schöpfer, der uns diesen Schatz anzuwenden Fähigkeit gab, schuldig? Alle tausendfältigen lieblichen Melodien, welche die mannigfachsten Regungen in uns hervorbringen, sind sie nicht aus dem einzigen wundervollen Dreyklang entsprossen, den die Natur von Ewigkeit her gegründet hat? Die wehmuthsvollen, halb süßen und halb schmerzlichen Empfindungen, die die Musik uns einflößt, wir wissen nicht wie, was sind sie denn anders, als die geheimnißvolle Wirkung des wechselnden Dur und Moll? Und müssen

wir's nicht dem Schöpfer danken, wenn er uns nun grade das Geschick gegeben hat, diese Töne, denen von Anfang her eine Sympathie zur menschlichen Seele verliehen ist, so zusammenzusetzen, daß sie das Herz rühren? — Wahrhaftig, die Kunst ist es, was man verehren muß, nicht den Künstler; — der ist nichts mehr als ein schwaches Werkzeug.»

»Ihr seht, daß mein Eifer und meine Liebe für die Musik nicht schwächer ist als sonst. Nur eben darum bin ich so unglücklich in diesem — — doch ich will's lassen, und Euch mit der Beschreibung von all' dem wildrigen Wesen um mich herum, nicht verdrießlich machen. Genug, ich lebe in einer sehr unreinen Luft. Wie weit idealischer lebte ich damals, da ich in unbefangener Jugend und stiller Einsamkeit die Kunst noch

bloß genöthigt, als ich, da ich sie im blendendsten Glanze der Welt, und von lauter seidnen Kleidern, lauter Sternen und Kreuzen, lauter kultivirten und geschmackvollen Menschen umgeben, ausübe! — Was ich möchte? — Ich möchte all diese Kultur im Stiche lassen, und mich zu dem simplen Schweizerhirten ins Gebirge hinflüchten, und seine Alpenlieder, wonach er überall das Heimweh bekommt, mit ihm spielen.« — — —

Aus diesem fragmentarisch geschriebenen Briefe ist der Zustand, worin Joseph sich in seiner Lage befand, zum Theil zu ersehen. Er fühlte sich verlassen und einsam unter dem Gesummte so vieler unharmonischen Seelen um ihn her; — seine Kunst ward tief entwürdigt dadurch, daß sie auf keinen einzigen, so viel er wußte, einen lebhaften Eindruck machte, da sie ihm doch nur dazu ge-

macht, schien das menschliche Herz zu rühren. In manchen trüben Stunden verzweifelte er ganz und dachte: „Was ist die Kunst so seltsam und sonderbar! Hat sie denn nur für mich allein so geheimnißvolle Kraft, und ist für alle andre Menschen nur Belustigung der Sinne und angenehmer Zeitvertreib? Was ist sie denn wirklich und in der That, wenn sie für alle Menschen Nichts ist, und für mich allein nur Etwas? Ist es nicht die unglücklichste Idee, diese Kunst zu seinem ganzen Zweck und Hauptgeschäft zu machen, und sich von ihren großen Wirkungen auf die menschlichen Gemüther tausend schöne Dinge einzubilden? Von dieser Kunst, die im wirklichen irdischen Leben keine andre Rolle spielt, als Kartenspiel oder jeder andre Zeitvertreib?“

Wenn er auf solche Gedanken kam, so

dünkte er sich der größte Phantast gewesen zu seyn; daß er so sehr gestrebt hatte, ein ausübender Künstler für die Welt zu werden. Er gerieth auf die Idee, ein Künstler müsse nur für sich allein, zu seiner eignen Herzenserhebung, und für einen oder ein paar Menschen, die ihm verstehen, Künstler seyn. Und ich kann diese Idee nicht ganz unrecht nennen. —

Aber ich will das Übrige von meines Josephs Leben kurz zusammen fassen, denn, die Erinnerungen daran werden mir sehr traurig.

Mehrere Jahre lebte er als Kapellmeister so fort, und seine Mißmüthigkeit, und das unbehagliche Bewußtseyn, daß er mit allem seinen tiefen Gefühl und seinem innigen Kunstsinne für die Welt nichts nütze, und weit weniger wirksam sey, als jeder Handwerksmann, — nahm immer mehr zu. Oft

dachte er mit Wehmuth an den reinen, idealischen Enthusiasmus seiner Knabenzeit zurück, und daneben an seinen Vater, wie er sich Mühe gegeben hatte, ihn zu einem Arzte zu erziehen, daß er das Elend der Menschen mindern, Unglückliche heilen, und so der Welt nützen sollte. Vielleicht wär's besser gewesen! dachte er in manchen Stunden.

Sein Vater war indeß bey seinem Alter sehr schwach geworden. Joseph schrieb immer seiner ältesten Schwester, und schickte ihr zum Unterhalt für den Vater. Ihn selber zu besuchen konnte er nicht übers Herz bringen; er fühlte, daß es ihm unmöglich war. Er ward trübsinniger; — sein Leben neigte sich hinunter.

Einft hatte er eine neue schöne Musik von seiner Hand im Concertsaal aufgeführt: es schien das erstemal, daß er auf die Hyr-

zen der Zuhörer etwas gewirkt hatte. Ein allgemeines Erstaunen, ein stiller Beifall, welcher weit schöner, als ein lauter ist, erfreute ihn mit der Idee, daß er vielleicht diesmal seine Kunst würdig ausgeübt hätte, er faßte wieder Muth zu neuer Arbeit. Als er hinaus auf die Straße kam, schlich ein sehr armselig gekleidetes Mädchen an ihn heran, und wollte ihn sprechen. Er mußte nicht, was er sagen sollte; er sah sie an, — Gott! rief er: — es war seine jüngste Schwester im elendesten Aufzuge. Sie war von Hause zu Fuß hergelaufen, um ihn die Nachricht zu bringen, daß sein Vater todt-krank niederliege, und ihn vor seinem Ende sehr dringend noch einmal zu sprechen verlange. Da war wieder aller Gesang in seinem Busen gerissen; in dumpfer Betäubung machte er sich fertig, und reiste eilig nach seiner Vaterstadt.

Die Srenen, die am Toddbette seines Vaters vorfielen, will ich nicht schildern. Man glaubte nicht, daß es zu weitläufigen und wehmüthigen gegenseitigen Störterungen kam; sie verstanden sich ohne viele Worte sehr inniglich; — wie denn darin überhaupt die Natur unserer Art recht zu spotten scheint, daß die Menschen sich erst in solchen kritischen letzten Augenblicken recht verstehen. Dennoch ward Joseph von allem bis ins Innerste zerrissen. Seine Geschwister waren im besten Zustande; zwei davon hatten schlecht gelebt, und waren entlaufen; die älteste, der er immer Geld schickte, hatte das meiste verthan; und den Vater darben lassen; diesen sah er endlich vor seinen Augen elendiglich sterben: — ach! es war entsetzlich, wie sein armes Herz durch und durch verwundet und zerstoßen ward. Er sorgte für

seine Geschwister so gut er konnte, und kehrte zurück, weil ihn Geschäfte abriefen.

Er sollte zu dem bevorstehenden Osterfest eine neue Passionsmusik machen, auf welche seine neidischen Nebenbuhler sehr begierig waren. Helle Ströme von Thränen brachen ihm aber hervor, so oft er sich zur Arbeit niedersetzen wollte; er konnte sich vor seinem zerrissenen Herzen nicht retten. Er lag tief daniedergedrückt und betgtaßen unter den Schlacken dieser Erde. Endlich riß er sich mit Gewalt auf, und streckte mit dem heissesten Verlangen die Arme zum Himmel empor; er füllte seinen Geist mit der höchsten Poesie, mit lautem, jauchzendem Gesange an, und schrieb in einer wunderbaren Begeisternng, aber immer unter heftigen Gemüthsbewegungen, eine Passionsmusik nieder, die mit ihren durchdringenden, und

alle Schmerzen des Leidens in sich fassenden Melodien, ewig ein Meisterstück bleiben wird. Seine Seele war wie ein Kranke, der in einem wunderbaren Paroxysmus größere Stärke als ein Gesunder zeigt.

Über nachdem er das Oratorium am Heiligen Tage im Dom mit der heftigsten Anspannung und Erhizung aufgeführt hatte, fühlte er sich ganz matt und erschlaft. Eine Nervenschwäche befiel, gleich einem bösen Thau, alle seine Glieder; — er kränkelte eine Zeitlang hin, und starb nicht lange darauf, in der Blüthe seiner Jahre. — —

Manche Thräne hab' ich ihm geschenkt, und es ist mir seltsam zu Muth, wenn ich sein Leben übersehe. Warum wollte der Himmel, daß sein ganzes Leben hindurch der Kampf zwischen feinem ätherischen Enthusiasmus und dem niedrigen Elend dieser Erde,

Erde, ihn so unglücklich machen, und endlich sein doppeltes Wesen von Geist und Leib ganz von einanderreißen sollte!

Wir begreifen die Wege des Himmels nicht. — Aber laßt uns wiederum die Mannigfaltigkeit der erhabenen Geister bewundern, welche der Himmel zum Dienste der Kunst auf die Welt gesetzt hat.

Ein Raphael brachte in aller Unschuld und Unbefangtheit die allergeistreichsten Werke hervor, worin wir den ganzen Himmel sehn; — ein Guido Reni, der ein so wildes Spielerleben führte, schuf die sanftesten und heiligsten Bilder; — ein Albrecht Dürer, ein schlichter nürnbergischer Bürgermann, verfertigte in eben der Zelle, worin sein böses Weib täglich mit ihm zankte, mit ämsigem mechanischem Fleiße, gar seelenvolle Kunstwerke; — und Joseph, in

dessen harmonischen Werken so geheimnißvolle Schönheit liegt, war verschieden von diesen allen!

Ah! daß eben seine hohe Phantasie es seyn mußte, die ihn auftrieb? — Soll ich sagen, daß er vielleicht mehr dazu geschaffen war, Kunst zu genießen als auszuüben? — Sind diejenigen vielleicht glücklicher gebildet, in denen die Kunst still und heimlich wie ein verhüllter Genius arbeitet, und sie in ihrem Handeln auf Erden nicht stört? Und muß der Immerbegeisterte seine hohen Phantasieen doch auch vielleicht als einen festen Einschlag kühn und stark in dieses irdische Leben einweben, wenn er ein echter Künstler seyn will? — Ja, ist diese unbegreifliche Schöpfungskraft nicht etwa überhaupt ganz etwas anderes, und — wie mir jetzt erscheint — etwas noch Wunder-

volleres, noch Göttlicheres, als die Kraft der Phantasie? —

Der Kunstgeist ist und bleibt dem Menschen ein ewiges Geheimniß, wobey er schwandelt, wenn er die Tiefen desselben ergründen will; — aber auch ewig ein Gegenstand der höchsten Bewunderung: wie denn dies von allem Großen in der Welt zu sagen ist. —

Ich kann aber nach diesen Erinnerungen an meinen Joseph nichts mehr schreiben. — Ich beschliesse mein Buch, — und möchte nur wünschen, daß es einem oder dem andern zur Erweckung guter Gedanken dienlich wäre. —

Am 15

JUN 10 1947



